VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge *# 0103*



september 2014

C ... Changing Ars Electronica!

versorgerin Nr / 103 / SEP 2014 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Tagelang hatte die OÖ. Kronenzeitung mit Hetze gegen das »Bettler-Unwesen« aufgemacht (Siehe Abbildung Seite 4), Linz zur »Hochburg der Bettler« erklärt, um schließlich zu triumphieren: »LH geht auf ‚Krone'-Forderungen ein.« Bereits einen Monat später beschloss der OÖ. Landtag eine Novelle des oö. Polizeistrafgesetzes, die u.a. »gewerbsmäßige Betteleí« verbietet.
»Aggressive Banden sind für die Leute unzumutbar und bringen ehrliche Bettler in Verruf.« zitieren die OÖ. Nachrichten vom 1. Juli 2014 den Selektionswillen des christlich-sozialen Landeshauptmanns. Die Versorgerin #103 bringt zu diesem Thema auf den Seiten 3 – 5 Beiträge von Claus Harringer, Simone Schönett und Magnus Klaue.

Will, nach dem medialen Overkill, noch jemand etwas über den 1. Weltkrieg lesen? Wir denken doch, wenn es sich um einen Text handelt, der die ubiquitär feilgebotenen, revisionistischen Geschichtstheorien kritisiert, und auch dankenswerterweise ganz ohne »die Urkatastrophe« auskommt, wie Richard Schuberth in seiner langen Rezension von Elena Messners Debüt-Roman *Das lange Echo* auf den Seiten 7 – 8. Was man über die kriegstreiberische Journaille im 1. Weltkrieg wissen muss, steht bei Karl Kraus. Wie heute global agierende Medienkonglomerate für Eskalation in der Welt sorgen, berichtet Mladen Savic auf Seite 9.

Am 2. Oktober, 19.30 Uhr, wird Erwin Riess in der Stadtwerkstatt seinen neuen Groll-Roman vorstellen, aus dem wir auf Seite 10 einen Auszug, »Autobahn vs. Bundesstraße«, bringen.

Anders als unser Cover andeutet, verändert sich bei der Ars Electronica seit Jahren nicht viel. Nun ja, man bringt Kunden in die Shopping Mall und macht den Dom zum Musikinstrument. »Wo aber bleibt die Ästhetik?«, fragt Ex-Ars-Macherin Katharina Gsöllpointner auf Seite 11.

Viele Stadtwerkstatt-Aktivitäten featuren die Seiten 12 – 15. Der »Treffpunkt Afrika« erlebt seine dritte Auflage vom 25. bis 27. September unter dem Titel *AFROPEA NOW!* Und Shu Lea Cheang präsentiert, augenzwinkernd auf Sergio Leone verweisend, *The Soft, the Hard and the Wet,* das Residence-Programm »ihrer« Künstlerinnen, die am 6. September ab 18.00 Uhr an verschiedenen Orten performen werden.

Zum Beschluss berichtet Svenna Triebler über schlechte Laune in der digitalen Welt und Tanja Brandmayr stellt nicht nur die ambitionierte neue Zeitschrift *Kamion* vor, sie hat auch einen feinen Artikel über den *Gibling* für ein französisches Kunstmagazin verfasst, den wir unseren Leserinnen und Lesern nicht vorenthalten wollen.

So long,
k.



servus@servus.at

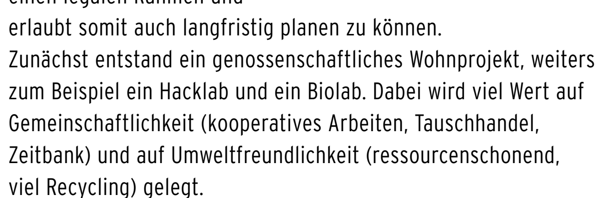
servus.at @ Backbone 409 im Calafou

Am 13. und 14. Juni fand im Calafou ca. 40 km nordwestlich von Barcelona unter dem Titel »Backbone 409« ein Treffen von autonomen Serverbetreiber_innen statt.[1]
Der Austausch über technische sowie organisatorische Herausforderungen, die der Betrieb eines kleinen, unabhängigen Daten- und Kommunikationsknotens mit sich bringt, stand dabei im Mittelpunkt.

Der Name »Backbone 409« ist dabei eine Anspielung auf eine Fehlermeldung, die in der Web-Kommunikation auftreten kann (die meisten kennen wahrscheinlich den Fehlercode »404 - Seite nicht gefunden«). Der Fehlercode 409 bedeutet »Conflict« und soll damit verdeutlichen, dass das Internet, wie wir es heute kennen, ein konfliktbehaftetes Feld mit zuwiderlaufenden Interessen ist. Auf der einen Seite birgt es ein emanzipatorisches Potential, indem es die Grenzen zwischen Sender und Empfänger verwischt und relativ einfach seinen Teilnehmer_innen ermöglicht, Nachrichten weltweit zu verbreiten und unterschiedlichste Informationen jederzeit zugänglich macht. Andererseits ist es auch ein heiß umkämpfter Markt mit Zentralisierungstendenzen (siehe Facebook, Google, Twitter, …) und unsere Kommunikation wird damit auch einfacher überwach- und steuerbar.

In diesem Spannungsfeld bewegten sich die Teilnehmer_innen dieses Treffens, allesamt Betreiber_innen mehr oder weniger kleiner Internetinfrastruktur, die hauptsächlich dem politischen Aktivismus dient. Rund 150 Teilnehmer_innen aus Europa, den USA und Brasilien zählte das Treffen.

Der Ort des Geschehens »Calafou - Colonia ecoindustrial postcapitalista« verdient dabei auch noch eine nähere Beschreibung. Calafou ist eine Industriekolonie aus dem 19. Jahrhundert. In dieser Zeit wurden einige solcher Kolonien in Katalonien gegründet, in denen die Arbeiter_innen auch wohnten, mit dem Ziel, die Arbeiter_innenbewegung, die gerade im Großraum Barcelona sehr erfolgreich war, zu kontrollieren und entsolidarisieren und somit zu schwächen. Im Jahr 2004 schloss in Calafou die letzte Industrieproduktion ihre Pforten. Dies schuf Freiraum für das Projekt Calafou, die ehemalige Industriekolonie nach ihren eigenen Vorstellungen zu nutzen. Dabei wurde das Gelände nicht besetzt, sondern mit dem Eigentümer eine Vereinbarung getroffen, wonach das Areal gekauft werden soll. Das schafft einen legalen Rahmen und erlaubt somit auch langfristig planen zu können.


Calafou - Colonia ecoindustrial postcapitalista

Zunächst entstand ein genossenschaftliches Wohnprojekt, weiters zum Beispiel ein Hacklab und ein Biolab. Dabei wird viel Wert auf Gemeinschaftlichkeit (kooperatives Arbeiten, Tauschhandel, Zeitbank) und auf Umweltfreundlichkeit (ressourcenschonend, viel Recycling) gelegt.
Calafou ist nicht die einzige Kolonie ihrer Art in Katalonien. Mit der »Cooperativa Integral Catalana« existiert sogar eine Plattform zur Vernetzung verschiedener autonomer Wohn- und Arbeitsprojekte.[2]

Ganz im Sinne der Selbstorganisation wurde auch das Backbone-Treffen gestaltet. Wenn jemand einen Workshop halten wollte, konnte er/sie das einfach auf dem offenen Stundenplan hinzufügen. Küche, Bardienst und Empfang wurden ebenfalls durch freiwillige Teilnehmer_innen erledigt. Wie bereits erwähnt lag der Hauptfokus der Arbeit der Teilnehmer_innen auf politischem Aktivismus und die Themen der Workshops waren auch hauptsächlich bestimmt vom Schutz vor Überwachung, bzw. der Wahrung der Privatsphäre der Nutzer_innen der Services sowie dem Sicherstellen der Servicekontinuität, auch wenn mal Server beschlagnahmt werden oder auf andere Weise vom Netz gehen sollten.
Rund um diese Themen gab es vier »Roundtables«, eine Art moderiertes Großplenum, mit Input von ein paar Vertreter_innen diverser Initiativen.

Bei allen Workshops und »Roundtables« gab es ein eigenes Team an Simultanübersetzer_innen, weil nicht alle Teilnehmer_innen des Englischen oder Spanischen mächtig waren (und warum sollen auch alle englisch sprechen, wenn sie doch in der eigenen Sprache viel einfacher an einer Diskussion teilnehmen können, weil der Ausdruck besser ist und die Scheu geringer ist). Die technische Realisierung dieser Simultanübersetzung war faszinierend einfach. Ein kleiner FM-Radiosender strahlte die Übersetzungen aus und mit kleinen Radios, die das Übersetzer_innenteam in großer Menge mitgebracht hatte, konnten über Kopfhörer die Übersetzungen empfangen werden. Auf Tafeln in den Workshop-Räumen war die jeweils der Sprache zugehörige Frequenz angebracht, auf die eingestellt werden musste. Das ermöglichte es, die Diskussion sprachbarrierenfrei zu gestalten.

Die Titel bzw. Themen der »Roundtables« waren »resilient hosting«, »decentralised architectures«, »project sustainability« und »usable cryptography«.
Die Diskussionsrunden zu »resilient hosting« und »decentralised architectures« drehten sich hauptsächlich darum, wo und wie die technische Infrastruktur gehostet werden soll, um möglichst vor (Straf-) Verfolgung sicher zu sein. Es bietet oft einen Vorteil, die eigene Infrastruktur abseits der für einen zuständigen Rechtsprechung zu betreiben, weil der Zugriff auf die Server und die Daten durch Strafverfolgungsbehörden dadurch erschwert wird. So wurde das zum Beispiel auch bei Indymedia Österreich gemacht. Kollektive wie espiv oder Sarava nutzen eine verteilte Infrastruktur, die auf unterschiedlichen Universitäten verortet ist und bieten auch diesen ihre Services an, um damit einerseits den Schutz der Universität in Anspruch nehmen zu können und andererseits durch die Dezentralisierung die Ausfallsicherheit zu erhöhen. Eine allgemeingültige Lösung oder ein »Patentrezept« gibt es in dieser Frage freilich nicht. Das muss jedes Projekt innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen entscheiden. Es war aber äußerst aufschlussreich, unterschiedliche Erfahrungsberichte zu sammeln.

Kryptographie bzw. Verschlüsselung spielte allgemein bei dem Treffen eine große Rolle, da diese immer noch als beste Waffe gegen das massenhafte Ausspionieren der Internetkommunikation gilt. Im Speziellen wurde dies beim »usable cryptography« Roundtable diskutiert. Was hilft die sicherste Verschlüsselung wenn niemand sie einsetzt? Dieser Roundtable war ein klarer Auftrag an die Adminstrator_innen der Infrastruktur und Entwickler_innen von Kommunikationslösungen, Verschlüsselung gleich von Beginn an mitzudenken, und das möglichst benutzer_innenfreundlich zu gestalten, damit nicht nur eine kleine Elite von Computeraktivist_innen sicher kommuniziert.

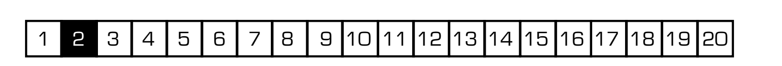
Für mich eine der interessantesten Diskussionsrunden drehte sich um das Thema »project sustainability«. Dabei wurde die organisatorische Seite von unseren kleinen Internetknoten beleuchtet.
Die meisten Kollektive betreiben ihre Infrastruktur ehrenamtlich so wie zum Beispiel Riseup, Espiv, Guifi.net oder Sarava. Andererseits gab es aber auch ein paar (semi-)kommerzielle Projekte wie zum Beispiel Antenna aus den Niederlanden. Somit ergeben sich unterschiedliche Problemlagen. Vor allem Projekte, die ehrenamtlich arbeiten (oder nur sehr wenig für die geleistete Arbeit zahlen können) tun sich immer wieder schwer damit, motivierte und fachkundige Aktivist_innen zu finden, die die Systeme am Laufen halten und weiter ausbauen. Dazu ist eine ganze Menge Fachwissen vonnöten, das die meisten, die darüber verfügen, lieber teuer am freien Markt verkaufen als ehrenamtlich zu arbeiten. Weiters spielt auch gerade bei politischen Aktivist_innen das Vertrauen eine große Rolle. So will keine_r die sensiblen Daten und die Kontrolle über die Kommunikation einem Menschen überlassen, dessen Integrität fragwürdig ist.
So kommt es, dass bei vielen Projekten, die schon länger als 10 Jahre laufen, immer noch einige der Gründungsmitglieder aktiv sind und das obwohl sich alle einig waren, dass das Tunen von Spamfiltern, das Einspielen von Sicherheitsaktualisierungen und immer wieder auftauchende Probleme zu beheben auf die Dauer langweilige Angelegenheiten sind. Jedoch waren sich ebenfalls alle einig, dass diese, wenn auch mitunter anstrengende und langweilige Arbeit es wert ist, getan zu werden, um die Kontrolle über die eigenen Kommunikationsmittel nicht aus der Hand zu geben.

Die beiden intensiven Tage gaben interessante Einblicke in die Arbeitsweise von Projekten, deren Infrastruktur der von servus.at ähnelt. Einiges davon wird dabei auch in Zukunft in unsere Arbeitsweise einfließen. Einen kräftigen Motivationsschub, weiter an unserer eigenen Infrastruktur zu arbeiten und somit weiter selbstbestimmt im Internet agieren zu können, gab's obendrein.

Peter Wagenhuber

---

[1] *http://backbone409.calafou.org/*
[2] Mehr Informationen zu Calafou: *https://calafou.org/en* (das meiste ist auf Spanisch) oder in diesem Interview: *http://www.carta.info/70922/postkapitalismus-fur-alle/*



Negative Gewerbefreiheit

Dass Gesetze weder wert-, noch angstfrei zustande kommen, versucht *Claus Harringer* anhand der verschärften Bettelbestimmungen zu verdeutlichen.

Zu Beginn von Brechts Dreigroschenoper hält Geschäftsmann Peachum folgenden Monolog: »Mein Geschäft ist zu schwierig, denn mein Geschäft ist es, das menschliche Mitleid zu erwecken. Es gibt einige wenige Dinge, die den Menschen erschüttern, einige wenige, aber das Schlimmste ist, daß sie, mehrmals angewendet, schon nicht mehr wirken. Denn der Mensch hat die furchtbare Fähigkeit, sich gleichsam nach Belieben gefühllos zu machen. So kommt es zum Beispiel, daß ein Mann, der einen anderen Mann mit einem Armstumpf an der Straßenecke stehen sieht, ihm wohl in seinem Schrecken das erste Mal zehn Pennies zu geben bereit ist, aber das zweite Mal nur mehr fünf Pennies, und sieht er ihn das dritte Mal, übergibt er ihn kaltblütig der Polizei.«



Quelle: Internetseite der Landesregierung

Von jeder Firma wird erwartet, dass sie sich mit Benchmarking und der Steigerung von Skalenerträgen befasst, um auf Marktveränderungen adäquat und flexibel reagieren zu können. Da mittlerweile Einzelmenschen ebenfalls als kleine Klitschen behandelt werden, müssen diese sich dito – selbst wenn es sich um eine arbeitslose Alleinerzieherin ohne Lehrabschluss handelt – dergestalt nach der Decke strecken, dass am Plafond statt Spinnweben tunlichst Netzwerke wuchern. Bei Bettelei ist das aber was Anderes: Diese darf gerade nicht organisiert verlaufen, länderübergreifend komparative Kostenvorteile realisieren und den Wettbewerb ankurbeln, der dann wieder die Wirtschaft wachsen lässt, woraufhin es dann allen gut geht.

Da ließe sich sagen: Richtig so! Schließlich ist es ein Skandal, dass Menschen in Regionen, in denen Überproduktion herrscht, sich dazu herabwürdigen müssen, wie in der Feudalordnung als Bodensatz der Verwertungskette Brosamen vom Herrentisch erflehen zu müssen. So einfach ist das im Regime kapitalistischer Mangelverwaltung – das die stalinistisch-christliche Maxime »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen« mit Samthandschuhen exekutiert – natürlich nicht. Um dieser – für eine steigende Zahl von Menschen – unvermeidlichen Art der Existenzsicherung nicht völlig verlustig zu gehen, ist ein gangbarer Weg das Insistieren auf der Kehrseite des gespaltenen bürgerlich vergesellschafteten Individuums: Dem Staatssubjekt. Mit Verweis auf die Grundrechte ist Betteln zumindest eingeschränkt vor staatlichem Zugriff geschützt und – sobald Körperschaften dieses kassieren wollen – als Schutzbereich durch Anrufung übergeordneter justizieller Instanzen einklagbar. So geschehen vor dem Österreichischen Verfassungsgerichtshof, der das in Salzburg beschlossene »absolute« Bettelverbot im Juli 2012 als verfassungswidrig aufhob, da es der – in Verfassungsrang stehenden – Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) widerspricht, die das Recht auf Freiheit der Meinungsäußerung (Artikel 10 Abs. 1) und die Achtung des Privat- und Familienlebens (Art.8 Abs.1) statuiert.[1] Die – jeweils unter Abs.2 – formulierten Gesetzesvorbehalte seien im Falle des »stillen« Bettelns nicht gegeben, die gesetzgebenden Körperschaften haben gemäß dem Stufenbau der Rechtsordnung also auch nicht das Recht, diese Form der (stillen) Meinungsäußerung zu beschneiden.[2] Die Bestimmungen in Oberösterreich, wonach »organisiertes« und »aggressives« Betteln strafbar sei, ließ der VfGH hingegen zu. Die – am 3. Juli 2014 im Landtag beschlossene – Novelle des oö. Polizeistrafgesetzes[3] beinhaltet unter anderem folgende Abänderungen: Die wichtigste besteht im Verbot der »gewerbsmäßigen Betteleí«. Wesentliche Punkte sind hierbei die »Normierung des gewerbsmäßigen Bettelns als Verwaltungsübertretung«, eine »Bettel-Verordnungsermächtigung« für Gemeinden, die »Festlegung der gesetzlichen Befugnisse für Organe des öffentlichen Sicherheitsdienstes«, sowie eine »Gesetzliche Grundlage zur Verwendung personenbezogener Daten«. Zulässig ist nach der Neuregelung nur noch »passives, stilles Betteln zur Überbrückung einer persönlichen Notlage einschließlich der naher Angehöriger«. Gewerbsmäßigkeit ist dann gegeben, wenn »das Betteln geplant, regelmäßig, also wiederholt oder in Wiederholungsabsicht, sowie in der Absicht betrieben wird, einen Ertrag oder sonstigen wirtschaftlichen Vorteil, der über die eigene persönliche Notlage oder die Notlage naher Angehöriger hinausgeht«. Als Indiz für die »Erwerbsentscheidung«, Betteln zur fortlaufenden Einnahmequelle zu machen, gilt eine »gewisse Planung des Vorgehens«, sowie dass andere Gaben als Geld nicht angenommen werden und einer »Einladung« zu behördlicher Beratung nicht nachgekommen wird. Was unter einer »erkennbaren oder erschließbaren Absicht, Dritte insofern zu täuschen, als das Bettelergebnis ganz oder teilweise anderen Zwecken als dem persönlichen Mindest-Fortkommen, bzw. dem naher Angehöriger dient, bzw. zugeführt wird oder eine tatsächliche Bedürftigkeit nicht besteht«, vorzustellen ist, dürfte wohl der Phantasie der (Hilfs)Exekutive überlassen sein.[4] Damit diese rechtliche »Vereindeutigung« nicht durch das Fehlen eines Willkürpassus angekränkelt ist, wurde zudem eine »Verordnungsermächtigung« eingeführt: Diese ermöglicht es den Gemeinden, zusätzlich zeitlich und/oder örtlich anlassbezogene Bettelverbote festzulegen. Diese kann bei »Demonstrationen, Veranstaltungen, zu Hauptgeschäftszeiten, stark frequentierten Einkaufstagen«, oder auch an »neuralgischen Punkten« (Bankomaten oder Haltestellen) in Kraft gesetzt werden, um eine »unzumutbare Belästigung der Bürgerinnen und Bürger« zu verhindern. Das Spektakel darf nicht verunziert werden: Bei »Genussmeilen« soll schließlich der Appetit nicht vergehen und Straßenkunst hat fröhlich-buntes Treiben zu sein. Dass sich auf der Internetseite der Landesregierung, auf der die Verordnung abrufbar ist, zur Illustration das Photo eines alten Mannes mit Geige findet, passt ins Bild: Soll er doch für Kuchenstücke im Musiktheater den »Zigeunerbaron« geben.

Federführend beteiligt an dieser Novelle war LH-Stv. Reinhold Entholzer (SPÖ), der mit einem subjektiven Untersicherheitsgefühl (sic!) in der Bevölkerung argumentierte.[5] Es gehe auch nicht darum, »das Betteln zu verbieten. Wir wollen gegen die organisierten Banden vorgehen, die bei der Bevölkerung das Gefühl auslösen, dass es ein Sicherheitsproblem gibt.«[6] »Aggressive Banden« sind auch nach LH Pühringer »für die Leute unzumutbar und bringen ehrliche Bettler in Verruf.« Jene ehrlichen Bettler also, die bei Bedarf (etwa wenn die sorgsam gehegte hiesige Eventkultur ihre Charaktermasken ausstellt) verstampert werden dürfen. Pühringer will deshalb auch ein »Pilotprojekt mit Wertmarken, die man Bedürftigen statt Geld geben könne« anregen und mit der Caritas darüber Gespräche führen.

Da Gefühle zumeist weder vom Himmel noch vom Lastwagen fallen, ist zu fragen: Wie kommt dieses »subjektive Untersicherheitsgefühl« zustande? Sowohl zu diesen Befindlichkeiten, als auch dazu, dass diese Novelle mit recht heißer Nadel gestrickt wurde, dürfte nicht zuletzt die tagelange Hetzkampagne des notorischen Kleinformats mit Schlagzeilen wie »Linz verkommt zur Bettler-Hauptstadt«, »Bettler Attacke vor Linzer Krankenhaus«, oder auch appelativ: »Macht Schluss mit Bettler-Schande« beigetragen haben.[7] Ist die Volksseele erst einmal am Köcheln, hilft auch nicht mehr der Hinweis der Polizei, dass es keinen signifikanten Anstieg des Bettelns gegeben habe.[8]

So wichtig es auch ist, auf die barbarischen Kampagnen und das – selbst übelsten Ressentiments – willfährige Entgegenkommen durch die Politik hinzuweisen, bleibt doch das Gefühl des Unbehagens – so ideologisch überformt und instrumentalisierbar es auch sei – angesichts bettelnder Menschen, das sich unschwer als psychologischer Abwehrmechanismus zu verstehen gibt. Selbst ohne in bedrängender Weise um Geld angegangen zu werden, spiegelt sich in der Abscheu vor Armut und der – selbst stummen – Forderung durch die entgegengestreckte Hand, die Angst vor der eigenen Deklassierung der abstiegsgefährdeten Mittelschicht; sowie die abzuwehrende Ahnung, dass dieses – dem ebenso stummen Zwang der Verhältnisse geschuldete – Schicksal, das eigene werden könnte.

Dass formale Gleichheit vor dem Gesetz zugleich (mittelbare) Diskriminierung durch das Gesetz bedeuten kann, ist eine triviale, wie richtige Feststellung: Trotz neutraler Formulierungen ist klar, auf wen das Gesetz abzielt (siehe den Beitrag von Simone Schönett). Das antiromaistische Stereotyp des »ewigen Wanderns« beinhaltet sowohl den Vorwurf der »Wurzellosigkeit«, als auch den Neid auf die vermeintliche Freiheit, die scheinbar mühelos die unstete Existenz sichert[9] und ist insofern Elementen des Antisemitismus analog. Es geht andererseits nicht darum, Betteln in schlechtester romantischer Tradition zu glorifizieren, aus seiner Form von Selbstorganisation und dabei vollzogenem »Kompetenzerwerb« akademisches Kapital zu schlagen[10], oder gar auf religiöse Gebote des Almosengebens zu verweisen. Im Bewusstsein, dass es gilt, die Zustände zu ändern, die Betteln nötig machen, sei deshalb ein Ausspruch Heiner Müllers zitiert: »Sie dürfen von einem Kommunisten keine Almosen erwarten.«[11]

---

[1] *https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000308*

[2] Urteil des VfGH: *http://www.vfgh.gv.at/cms/vfgh-site/attachments/2/8/7/CH0006/CMS1346743623368/bettelverbot_salzburg_g155-10.pdf*

[3] Regierungsvorlage unter: *http://www2.land-oberoesterreich.gv.at/internetltgbeilagen/InternetLtgBeilagenAnzeige.jsp?jahr=2014&nummer=1172&gp=XXVII*

[4] Erleichtert wird den Vollzugsorganen eine taxative Einordnung, wenn die betreffenden Personen, die »*gemeinsam ausströmen*« (das durch diese Formulierung evozierte Bild generalplanmäßig marodierender Horden dürfte nicht unwillkommen sein) und dabei »*längere Anfahrtswege zum Zweck des Bettelns in Kauf genommen*« haben.

[5] *https://ooe.gruene.at/themen/soziale-gerechtigkeit/landtag-muendliche-anfrage-der-gruenen-an-lr-entholzer-zeigt-es-gibt-einfach-keine-rationale-begruendung-fuer-ein-verschaerftes-bettelverbot?map=1*

[6] *http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/3817255/Oberosterreich-will-aggressive-BettelBanden-verbieten*

[7] Eine kleine Galerie findet sich auf dem Blog von Marika Schmiedt unter *http://marikaschmiedt.wordpress.com/2014/06/07/das-geschaft-mit-der-angst-die-bettler-kampagnen-des-boulevards/*

[8] *http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/Weniger-Bettler-auf-den-Strassen;art4,1405477*

[9] Nicht ohne Grund werden zumeist absurde Summen herbei phantasiert, wenn es um erbetteltes Geld geht.

[10] Heroisierung des Bettelns findet sich auch bei der »Bettellobby«, die dankbar universitäre Qualifikationsarbeiten aufgreift, die diesem Bild entsprechen: *http://bettellobbywien.wordpress.com/2009/07/03/arme-beim-korper-halten/#more-317*

[11] *http://www.zeit.de/1987/34/dichter-muessen-dumm-sein*

Claus Harringer hätte nichts dagegen, wenn in seinen Hosentaschen anstelle der Münzen politisches Kleingeld durch die Löcher verschwände.

Spitze des Eisbergs

Simone Schönett versucht darzulegen, was sich hinter dem »Bettelproblem« abzeichnet.

Die Verschärfung von Polizeigesetzen hinsichtlich Bettelei ist gerade wieder angesagt. Nicht nur in Linz oder Salzburg, in ganz Europa. Norwegen etwa plant überhaupt ein totales Bettelverbot. Gut möglich, dass dies auch noch europaweit zum Trend wird: Man verbietet die Armen, ganz einfach. Weg oder zumindest erst gar nicht herein mit ihnen, ganz im Sinne der politischen Rechten. Allerdings: Auch die europäische Sozialdemokratie stimmt fast bedenkenlos weiter der Kriminalisierung von BettlerInnen zu – leider ohne das auch nur ansatzweise so zu sehen, geschweige denn so zu benennen.
Verboten bei uns bereits: aggressives und organisiertes Betteln und Betteln mit Kindern. Jetzt geht es also dem »erwerbsmäßigen« an den Kragen.
Eigenartig, dabei ist doch heute alles organisiert und erwerbsmäßig sowieso, jede Bank, jedes Theater, der Fußball, die Kunst. Sogar hinter einer »freien Schriftstellerin« stehen Organisationen (Verlag, LiteraMechana). Und »Netzwerken« wird doch in allen Bereichen großgeschrieben, und nie wird dabei von vornherein »das organisierte Verbrechen« angenommen. Doch sobald es BettlerInnen betrifft, wird dieser Vertrauensvorschuss wie automatisiert außer Kraft gesetzt.
Im April etwa tat sich diesbezüglich der Klagenfurter Bürgermeister Christian Scheider (FPÖ) hervor. Er verhinderte erfolgreich die Einrichtung einer Notschlafstelle für Notreisende, denn unter ihm werde es »ein Bettlerhotel« nicht geben.
Ein *Bettlerhotel*, das muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen. Und sich vorstellen, was da alles an menschenverachtender Gemeinheit durchschmeckt, welch armseliger Neid da geschürt wird. Im Zusammenspiel mit der immer eifrig nach unbedarften Lesern heischenden Kronenzeitung, die nicht müde wird, Bedrohungsszenarien von »herumziehenden Profi-Bettlerbanden« zu kreieren, wirkt das aber. Überall. Und zwar nachhaltig. In Bezug auf Bettelei und Bettler glaubt ja mittlerweile eh jeder jede Mähr. Etwa die von der »Bettel-Mafia«. Die logiert dann wohl im »Bettlerhotel« – und bestimmt eh in der »Bettel-Mafia-Suite«. Komisch, diese Vorstellung funktioniert, da gehen gleich ganze Filme im Kopf ab, und sie könnten sogar vergnüglich sein, wenn ihr Zweck nicht darin bestünde, die Realität auszublenden.
Der einzige Zwang, der wirklich zum Betteln führt, ist existentielle Not. Doch *die* Realität will sich keiner vorstellen; das Ringen ums blanke Überleben, ganz am Rand, ganz unten. Selbst wenn der Blick direkt auf die dunkle Gestalt des Bettlers am Boden fällt, scheint die Vorstellung eines kriminellen Netzwerks erträglicher als die Not der elenden Gestalt hier zu Füßen. Und man gibt: nichts. Und hat dabei doch ein schlechtes Gewissen, weil es dem Mitgefühl widerstrebt, einem Mitgefühl, das sich aber rasch in ein Gefühl von Belästigung wandelt. Wobei: Es besteht keine Verpflichtung, einem Bettler, einer Bettlerin etwas zu geben. Dieses Geld gibt man, ganz anders als etwa bei der Bank, der Sozialversicherung oder dem Finanzamt, freiwillig, in einer selbst angesetzten Höhe. Worin besteht dann eigentlich das Problem? Vielleicht in der versteckten Agenda dahinter?

In der Sprache der Politik spricht man, mal mehr, mal weniger vorsichtig von Armutsmigranten. Von Notreisenden, aus dem Osten, aus Bulgarien, Rumänien etwa, von »dort, wo die Fahrenden Völker zu Hause sind« so die Oö-Sozialreferentin Mag. Getraud Jahn). Aber auch wenn sich alle sprachlich noch so verrenken, gemeint sind »die Roma« - und man *weiß* das. So wie man das mit den bösen Hintermännern weiß, die zum Betteln zwingen, die »eigenen Leute«, wie es immer heißt. Nötigung, Gewalt, Kriminalität kennt man ja von diesen, die man ja nicht einmal mehr so nennen darf, wie sie doch eigentlich heißen. Kann man sich schon vorstellen. Will man nicht haben. Und auf keinen Fall unterstützen. Nicht mit einem Cent.

Zunehmend gefährlich. Nicht die Roma, sondern diese politische Naivität auszublenden, dass es »dort, wo die Fahrenden Völker zu Hause sind«, für Roma längst keine Perspektiven mehr gibt. Weil sie »dort« immer mehr zu »Vogelfreien« gemacht werden. Keine Rede von denen, die es gar nicht bis hierher schaffen, weil sie durch ihre Notlage dazu verdammt sind, im Elend zu bleiben, auf den Müllhalden, im Slum. Dort, wo man sie eben bleiben lässt. Unter Bedingungen, von denen man gar nichts hören will, dabei könnte man es, wenn man diesen Bettlern endlich einmal zuhören würde. Aber wo käme man da denn hin, wenn man sie endlich mal zu Wort kommen ließe, diese Roma, von deren Kultur man alles nur aus zweiter Hand weiß - und es aus erster auch gar nicht erfahren will. Dabei wüssten die Bettler viel zu berichten über die reale Lage der Roma. Doch unvorstellbar, dass man sie selber zu Wort kommen ließe. Und mehr als fraglich, ob man, wenn man sie überhaupt erzählen ließe, ihnen auch glauben würde. Denn keine andere Gruppe in Europa erfährt derart eine kollektive Stigmatisierung wie Roma; die Rede ist von etwa 12 Millionen Menschen.

Roma? Unerwünscht, auch wenn das so nicht immer ausgesprochen wird - wie sich ja auch in den Bettelverboten zeigt. Die sind ja eigentlich nur die Spitze des Eisbergs. Was unter der Oberfläche bleibt, sind Sündenbockschaffungen, Vertreibungen, Roma-Lager (allein die Tatsache, dass es sie wieder gibt und dass sie auch noch so genannt werden), pogromartige Aktionen, und nicht nur im Osten. Hier nur zwei, ganz reale Beispiele:
Laut Amnesty-Berichten greift die Polizei in Griechenland, Tschechien und Frankreich bei gewalttätigen Angriffen auf Roma zunehmend schon nicht mehr ein.
Und in Mazedonien werden Pässe von Roma, die in die EU einreisen wollen, gekennzeichnet. Der Südosteuropaexperte der Uni Graz, Robert Pichler informierte im Juni den *Standard* über Pässe, die er fotografiert hatte. »Am Stempel erkannt man Striche, die die Grenzbeamten den Reisepässen verpassen, um sie zu stigmatisieren. Mit diesen Zeichen im Pass können sie das Land nicht mehr verlassen«.
Unvorstellbar, aber Realität, allerdings keine für die *Headlines*. Wenn es um Roma geht, wird nicht am fest in Vorurteilen zementierten Weltbild gerüttelt. Wie Roma sind – man *weiß* es, das macht fast automatisch beinah jeden zum »Experten«. Und genau darin liegt das Problem. Nicht im Betteln, nicht bei den Roma. In diesem Eben-nicht-Wissen und Nichtwissen-Wollen. Das eint in Europa, vielleicht mehr als alles andere. Und diese »Einigkeit« ist für Roma bedrohlich. Ihr voran geht eine Art von Unbildung, um nicht zu sagen Analphabetismus hinsichtlich Roma, die aber niemandem weiter auffällt. Im Bildungstand allerdings werden, oft sogar gut gemeint, für Roma Konzepte und Projekte erarbeitet oder gegen Bettler Gesetze beschlossen.
Ein anschauliches Beispiel. Quelle: 45. Sitzung des Oö. Landtags online - XXVII. Gesetzgebungsperiode. (Donnerstag, 3. Juli 2014).
Die eingangs schon erwähnte LR (SPÖ) Mag. Waldtraud Jahn, Landesrätin mit der Zuständigkeit für das Sozial- und Wohlfahrtsressort, beantwortet die mündliche Anfrage der LAbg. Mag. Maria Buchmayr (Grüne): »Welche flankierenden Maßnahmen an sozialen Hilfestellungen für Menschen, die von akuter Armut betroffen sind, wurden in Oberösterreich seit dem 10. März 2011 konkret gesetzt?«
Die Landesrätin beginnt mit der »gemeinsamen Verantwortung als Gesellschaft« in Bezug auf Armutsmigranten, schweift kurz, aber euphorisch ab, um zu rufen: »Es muss wieder für Vollbeschäftigung gekämpft werden!«, und berichtet dann von der Winternotversorgung, die es in Linz zwischen Jänner und April 2014 gab. An »drei Tagen die Woche, Montag, Mittwoch, Freitag, von 11 bis 15 Uhr«. Es gab auch die »Möglichkeit, sein Gepäck dort aufzubewahren«. Sie spricht von der Hygiene, die das größte Problem sei (»manche leben ja in Zelten«), aber – eigenartig? – erwähnt mit keinem Wort, dass - auch in diesem Winter, auch dort - »Osteuropäern« der Zutritt in die »Wärmestube« nicht gestattet war. Gut, könnte man sagen, das war Sache der Betreiberin, das war die Caritas, die sich da außerstande sah, aber immerhin arbeitet sie doch mit der Caritas, auch in Zukunft, doch dazu später.
Ohne soziale Begleitmaßnahmen, so die Landesrätin, gehe es nicht. Zum »Bettelverbot« gebe es zwei Aspekte: Das »Gefühl der Unsicherheit in der einheimischen Bevölkerung«. Und: »einzelne Auswüchse im Bereich des Bettelns«, die es gelte, »einzudämmen«. Niederlassen dürfe sich in Österreich ohnehin nur, wer ein finanzielles Einkommen habe, also bestimmt nicht die Bettler. Die »Armutsmigranten« könne man nicht aufhalten, das seien Personen aus »Rumänien, wo die Fahrenden Völker zu Hause sind«. Immerhin erwähnt sie, in einem Nebensatz die »rassistisch verfolgten Roma«, in Ungarn, um dann wieder von »ungarisch-rumänischsprachigen Personen« zu reden. Und als sie den Oberösterreichischen Roma- und Sinti-Verein »Ketani« erwähnt, spricht sie keineswegs von Roma, die Landesrätin spricht vom Verein als - wörtlich- »Vertretern der ‚rumänischen Volksgruppe'«. Rumänien? Roma? Scheinbar völlig egal. Man versuche eh schon »Arbeitspakete zu schnüren, Konzepte zu entwickeln«, man habe »in Workshops, gemeinsam, mit der Fürsorge, der Caritas, der Diakonie, dem Roten Kreuz und der Volkshilfe« bereits überlegt, wie »Spenden und Bettelgelder sinnvoll einzusetzen« wären. Es ginge nur im Versuch mit allen, auch mit der Polizei. Die könne den Bettlern ja auch »respektvoll sagen, wohin sie sich wenden können«. Nun, die Landesrätin glaubt anscheinend wirklich an eine von Ressentiments gegen Bettler und Roma freie Polizei. Jedenfalls, meint sie weiter, »Armutsmigration nach Österreich sei nicht zu verhindern«, weil eben EU, weil Schengen, und eben, weil es da diese »Wanderungsfreiheit« gebe, die wolle sie aber »auch gar nicht einschränken«.
Na fein, aber: »Wanderungsfreiheit«?! Wer ist wohl gemeint? Oder, ein anderes Beispiel, auf wen zielt EU-Kommissarin Viviane Reding wohl ab, wenn sie sagt: »Reisefreiheit« dürfe »nicht Freiheit im Sozialbetrug« bedeuten?
Eben. Man *weiß* es. Oder? Und genau darin liegt das eigentliche, viel gefährlichere Problem.

Simone Schönett, Jahrgang 1972, ist freie Schriftstellerin und eine österreichische Jenische. Sie lebt und arbeitet in Kärnten. Jüngste Publikationen: 2014, Roman »Der Private Abendtisch«, 2013, Novelle »Oberton und Underground«, beide erschienen in Edition Meerauge (www.meerauge.at).

Mach‘ mich nicht von der Seite an

Magnus Klaue über »gezieltes körpernahes Ansprechen von Personen« im öffentlichen Raum.

Das »stille Betteln«, das von den geltenden Bettelgesetzen, die noch in ihrer verschärften Form vermutlich hinter dem Strafbedürfnis der Bevölkerungsmehrheit zurückbleiben, als rechtskonformes Gegenstück zum »aggressiven Betteln« bestimmt wird, hatte hierzulande schon immer einen vergleichsweise guten Ruf. »Armut ist ein großer Glanz aus innen«, belehrte der Bettelmönchverehrer Rainer Maria Rilke sein dem schrillen Konsumismus der Moderne verfallenes Publikum, und noch wer sich heute mittels Wikipedia einen Überblick über die Geschichte des Bettelns verschaffen möchte, erfährt gleich zu Beginn des entsprechenden Eintrags: »Das Leben als Bettler kann auch selbst gewählt sein und hat bisweilen eine eigene Würde, besonders bei Bettelorden oder Einsiedlern.«

Was der Mob denen da oben mit dem Gestus aufmüpfiger Volksgenossen spätestens dann abzusprechen bereit ist, wenn jene den Kontakt zu den einfachen Leuten verlieren – eine »Würde« zu haben und für ihren gesellschaftlichen Status mitverantwortlich zu sein –, wird den Armen sofort zugestanden: Wer zu seiner Armut nur wirklich ja sagt, statt sie bloß zu erleiden, und wer sein Stigma mit dem moralischen Überlegenheitsbewusstsein des negativ Geadelten trägt, der ist ein besserer Mensch als die Prasser, die über die Leichtlebigkeit und Oberflächlichkeit ihres Daseins die inneren Werte vergessen haben. Freilich ist die Unterstellung, wer seine Armut »gewählt« habe und sie mit Stolz lebe, verfüge nicht über irgendeine, sondern über eine »eigene« Würde, nur die Kehrseite der Verachtung der Schmarotzer, zu denen nicht nur die unverdient Reichen, sondern auch die »aggressiven Bettler« gerechnet werden, die mit ihrem übergriffigen Verhalten allzu deutlich vor Augen führen, dass nicht die demütige Fügung in den Weltlauf, sondern die schiere Not ihr Handeln bestimmt.

Die zwischen Furcht und Verachtung schwankende Abneigung gegen »aggressives Betteln«, der der Gesetzgeber immer größere Konzessionen macht, ist dabei nicht einfach irrational. Gerade indem es die Grenze zwischen nachdrücklicher Bitte und handgreiflicher Drohung verwischt, ruft das »aggressive Betteln« in Erinnerung, was das »stille Betteln« zu vergessen erlaubt: dass die kapitalistisch verfasste Gesellschaft noch in ihren aufs äußerste vermittelten Formen auf Raub, noch der in bürgerlichen Demokratien halbwegs gesicherte Schutz des Einzelnen vor Gewalt durch andere auf der ständigen Gewaltdrohung beruht. Auch die mit sozialhelferischem Pathos vorgebrachte kontrafaktische Behauptung, die Existenz von Bettlerbanden sei nichts als eine Erfindung von Roma-Hassern, hilft insofern ungewollt denen, die die öffentliche Ordnung durch fremdländische Nomaden bedroht sehen: Dass Menschen, denen inmitten reicher Gesellschaften das Nötigste zum Leben vorenthalten wird, sich in Banden statt in Orden organisieren und die in der bürgerlichen Gesellschaft institutionell vermittelte Gewalt wieder unmittelbar austragen, ist zwar unangenehm, aber wenig überraschend. Und schließlich verfügen die Bürger in Gestalt der Polizei über ihre eigene, institutionell und rechtlich bestens abgesicherte Bande zum Schutz des Eigentums. Allein die zivileren Ausgangsbedingungen erlauben es ihnen, nicht oder nur ausnahmsweise so roh aufzutreten wie die Banden, die sie von sich fernhalten wollen. Die Armen sind eben, entgegen dem von Rilke tradierten Gerücht, nicht die besseren, sondern manchmal sogar die schlechteren Menschen. Was nicht gegen sie, sondern gegen die Armut spricht, die nie geeignet war, Sanft- und Edelmut zu fördern.

Das »aggressive Betteln« ist deshalb so unbeliebt, weil es die Wahrheit über das »stille Betteln« ausplaudert. Der Unterschied zwischen beidem ist kein prinzipieller. Die vehement vorgetragene Bitte um Almosen kann tatsächlich jederzeit in die mit unmittelbarer Gewaltandrohung vorgebrachte Forderung umschlagen, Geld oder Eigentum herzugeben, die Devotion jederzeit zur Aggression werden, die ohnehin in ihr steckt. Weil jeder, dem es noch etwas besser als den Ärmsten geht, von diesem Zusammenhang etwas ahnt, begegnet jeder dem Phänomen des Bettelns mit mehr oder weniger verhohlener Angst. Es ist diese Angst, die die herzensgute Samariterin, die trotz überzogenen Kontos immer einen Groschen übrig hat, mit dem Geschäftsmann, der jedem Bettler routiniert aus dem Weg geht, und dem auf die Schmarotzer schimpfenden Kleinbürger in der Untergrundbahn verbindet. In den neunziger Jahren, als westdeutsche Kommunen unter dem Schlagwort »Saubere Stadt« Kampagnen nicht nur gegen das »aggressive«, sondern auch gegen das »stille Betteln« in den Innenstädten lancierten, wurde dieser Zusammenhang bereits offen ausgesprochen und auch gleich nach entsprechend repressiven Lösungen verlangt. Damals fragte der *Spiegel* angesichts der belästigenden Wirkung des Bettelns in Einkaufsstraßen, »ob eine vergleichsweise reiche Gesellschaft wie die westdeutsche derart offen demonstriertes Elend aushalten kann«.[1] Die Frage ist zumindest nicht zynischer als die Verhältnisse, auf die sie antwortet. »Offen demonstriertes Elend« inmitten einer reichen bürgerlichen Demokratie überführt diese ihres immanenten Widerspruchs und ist daher nicht nur gefühlt, sondern *objektiv* ein Angriff auf die öffentliche Ordnung. Dass diese darauf regelmäßig reagiert, indem sie ihre Fassadenhaftigkeit einbekennt und zum Kampf gegen die Schwächsten mobilisiert, ist nur konsequent.

Die hilflosesten Opfer dieser irren Logik sind allerdings nicht die organisierten »aggressiven Bettler«, sondern diejenigen, die sich nicht organisieren können: Obdachlose, die namenlos und unvermisst im Winter auf Bänken erfrieren, von der organisierten Konkurrenz aus dem Feld geschlagen und dem Hunger preisgegeben oder von marodierenden jugendlichen Banden gequält oder gar ermordet werden. Zu selten wird bedacht, dass das »aggressive Betteln«, der Zusammenschluss der Ärmsten in oft patriarchal und mafiös organisierten Cliquen, zwar ein unbedingt abzuschaffender Zustand von Ohnmacht und Entrechtung ist, gegenüber dem Schicksal, dem sich der vereinzelte Arme auf der Straße ausgesetzt sieht, aber manchmal lebensrettend sein kann. Dass angesichts der Verschärfung der Bettelgesetze wieder fast nur über ethnisch definierte Gruppen, aber nicht über die vielen Einzelnen gesprochen wird, die man täglich in der Grünanlage sieht, bis sie irgendwann auf Nimmerwiedersehen verschwinden, zeigt, wie stark das Prinzip der Bande als überlebenssichernde Notgemeinschaft die formell noch immer bürgerliche Gesellschaft selbst bereits bestimmt.

Zur Verwandlung der Gesellschaft in ein Konglomerat gegeneinander in gewaltförmige Konkurrenz tretender, nur mühsam institutionell im Zaum gehaltener Notgemeinschaften gehört auch die Auflösung der Grenze zwischen Armen, Prekären und illegal, halblegal und legal Erwerbstätigen. Die Obdachlosen, die dem Bankkunden mit aufsässiger Ergebenheit die Tür aufhalten, empfehlen sich als Protagonisten einer neofeudalen Dienstleistungsgesellschaft, die statt Berufe bestenfalls Jobs kennt und in der die »gegenseitige Hilfe«, die Kropotkin noch als Gegenprinzip zur kapitalistischen Konkurrenz ansah, als die letzte verbliebene Möglichkeit erscheint, nicht in wilder Beutemacherei übereinander herzufallen. Vielleicht kommen die Banken tatsächlich irgendwann auf die Idee, das Türaufhalten zu professionalisieren und den vormals geduldeten Gästen, deren nächtliche Anwesenheit in den Vorräumen der Finanzinstitute man durch immer frühere abendliche Verrieglung verhindert, Minijobs als Vorzimmerdienstboten zu verschaffen. Die Auszeichnung für »gelebte zivilgesellschaftliche Verantwortung« ließe nicht lange auf sich warten.

Armut als Existenzgründungsversuch praktizieren auch die zahllosen deprimierenden Alleinunterhalter, die die Bürger in Untergrundbahnen und Fußgängerzonen mit ihren Weltmusik- und Stegreiflyrikverschnitten oft so lange behelligen, bis diese, um endlich Ruhe zu haben, zumindest ein paar Cent hergeben. Zwischen ihnen und den Verkäufern von Obdachlosenzeitungen, die, um überhaupt ein bisschen Kleingeld zusammen zu bekommen, permanent die eigene Drogenabstinenz meinen betonen zu müssen, bestehen nur graduelle Unterschiede. Sie alle reagieren darauf, dass die Aggression, die die Bürger sich im »aggressiven Betteln« vom Halse halten wollen, unter ihnen selbst omnipräsent ist. Dieselben, die jeden ungebetenen Bittsteller, jeden zufälligen Werber um Aufmerksamkeit und jedes unverhoffte Zeichen von Zuwendung mit der geschnauzten Parole abfertigen, man wolle nicht von der Seite angemacht werden, kennen, um sich im täglichen Umgang im öffentlichen Raum zu behaupten, selber längst nur noch jenes »gezielte körpernahe Ansprechen von Personen«, als welches das Delikt »aggressiven Bettelns« in der Münchner Altstadt-Fußgängerzonenbereichs-Satzung bestimmt wird[2], das in Wahrheit aber einfach das normale Sozialverhalten in der entbürgerlichten Bürgergesellschaft beschreibt. Wer, wie das Gesetz es dem braven Almosensucher empfiehlt, nur still vor sich hin bettelt, wird leerausgehen: Man muss dem deformierten Restbürger, der von seiner Unersetzlichkeit umso überzeugter ist, je offensichtlicher seine Austauschbarkeit wird, schon etwas bieten, damit er einem etwas schenkt – sei es nun ein Stückchen schlechte Kunst, ein bisschen überflüssige Dienstfertigkeit oder auch nur die traurige Performance abgeschmackter Ehrlichkeit. Notfalls muss man ihm, der Diskretion und Höflichkeit nur noch als Anachronismen kennt, eben so lange auf die Nerven gehen, bis man bekommt, was man braucht.

Die Grenze zwischen ungefragt angebotener Dienstleistung, moralischer Erpressung und unmittelbarer Drohung ist dabei durchlässig. Das jedoch ist kein alleiniges Charakteristikum des Bettelns, sondern der in sich zerfallenden bürgerlichen Gesellschaft insgesamt. Nicht zufällig werden die »aggressiven Bettler« an Übergriffigkeit von den ganz legal arbeitenden, wenngleich meist schlecht bezahlten, dreist grinsenden Tier- und Kinderschützern, Amnesty-International- und Unicef-Mitarbeitern übertroffen, die die Passanten mit brutaler Überzeugungsbereitschaft regelrecht durch die Straße jagen, um ihre Zettel loszuwerden, und die so den engen Zusammenhang zwischen Spende und Almosen, Bettelei und Kundenwerbung unangenehm in Erinnerung rufen. In einer Gesellschaft, in der Kommunikation und Tätlichkeit, Public Relation und Stalking kaum mehr unterscheidbar sind, kann man nicht ausgerechnet von Bettlern verlangen, bitteschön nicht so aggressiv zu sein. Armut, Gewalt und Dummheit werden nur zusammen abgeschafft.

---

[1] Ron Steinke: Betteln verboten! Die Rückkehr einer Kriminalisierung, in: Forum Recht 4/2006, *www.forum-recht-online.de/2006/406/406steinke.html*

[2] Laut § 6 der Ergänzungsfassung vom 27.5.1994; wortgleich in § 2 der Zweiten Änderungsfassung der Satzung der Landeshauptstadt Saarbrücken über Sondernutzungen.

Von Magnus Klaue ist bei »ça ira« der Band »Verschenkte Gelegenheiten. Polemiken, Glossen, Essays« erschienen.

Das lange Echo

Die Lektüre von Elena Messners erstem Roman – 190 Seiten Historie, Diskurskritik und spannende Prosa en suite – erspart einem einen Großteil der jubiläumsbeflissenen Bücher zum I. Weltkrieg – wissenschaftlicher wie belletristischer. Von *Richard Schuberth.*

»Man muss jedes Mal so schreiben, als ob man zum ersten und zum letzten Mal schriebe. So viel sagen, als ob's ein Abschied wäre, und so gut, als bestände man ein Debüt.«

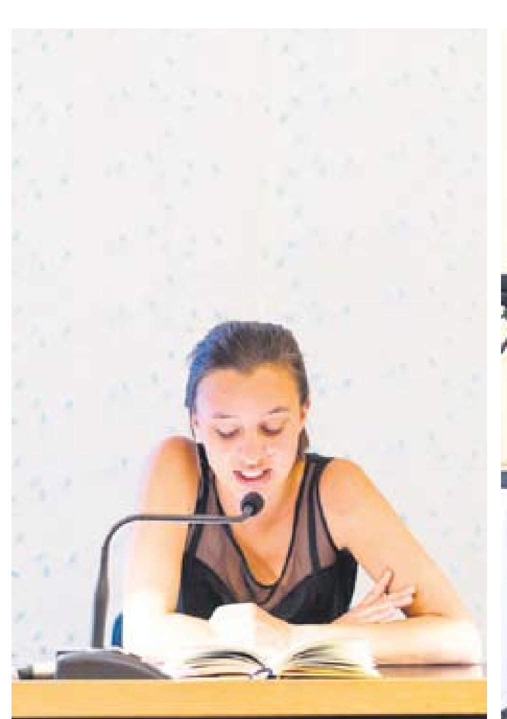
Das dachte sich nicht nur Karl Kraus, sondern offenbar auch die junge Schriftstellerin Elena Messner, als sie sich eine Ausstellung des Heeresgeschichtlichen Museums über den I. Weltkrieg zum Anlass nahm, ihren Roman-Erstling zu verfassen. Wie es die Fama will, hatte die Literaturwissenschaftlerin zunächst eine beherzte Kritik militärhistorischer Ungeheuerlichkeiten im Sinn, die in nur einem halben Jahr jedoch die Form eines Romans annahm. Als Gründungsmythos einer Literatinnenkarriere klingt das gut, und nicht selten erweisen sich solche Mythen als wahr. »Das lange Echo« ist so glänzend geschrieben, dass man an der Kürze der Herstellungszeit zweifeln mag, andererseits von solch wuchtigem Engagement getragen, dass es durchaus aus einem Guss sein könnte. Womit sich die Autorin aber der Heiligen Inquisition einer Literaturkritik ausliefert, die in längst nicht mehr reflektiertem Automatismus die Sichtbarkeit auktorialer Absicht unter Bann stellt. Dankenswerterweise hat Elena Messner derlei marktgesteuerte Benimmregeln ignoriert, und dieser fruchtbaren Ignoranz verdankt die etwas sterile Gegenwartsliteratur, wo sich die Autoren-Egos so lautstark verstecken, dass es schon prätentiös wirkt, eine neue Art von Littérature engagée, die ihrerseits an große Vorbilder anknüpft.

Über zwei Zeitebenen spannt sich das Buch. Da ist zunächst die Geschichte des k. u. k. Offiziers Milan Nemec im besetzten Belgrad, in das er 1916 nach seinem Frontdienst für Verwaltungsaufgaben abkommandiert wurde. Die Stupidität seiner Tätigkeit oder besser Untätigkeit, der er mittels Flanierens durch die trostlosen Gassen entkommen will, drängt ihm erstmals Reflexionen zur Stupidität des Krieges und seinen Widersprüchen auf. Ein verstörendes Erlebnis, denn von seinem Naturell her ist Milan Nemec weder Denker noch Pazifist noch Rebell, im Gegensatz zur jungen Militärhistorikerin Vida, die über seinen »exemplarischen Fall« 100 Jahre später diplomiert hat und im Rahmen eines unvermeidlichen Kongresses zum Jahr 1914 zunehmend in Konflikt gerät mit ihrer Vorgesetzten Doris, der Direktorin des Heeresgeschichtlichen Museums – auf der zweiten Ebene und Resonanzfläche jenes langen Echos aus dem Krieg.

Milan Nemec entspricht nicht der sattsam bekannten Leutnants-Staffage der österreichischen Literatur, auch der kritischen, er gehört nicht zum »Geschmeiß von reitenden Gustls und Schorschis, salontüchtigen Muckis und Tutzis und feschblöden Grafen ...« (K.-M. Gauß), denen Schnitzler die Uniformknöpfe runterriss, Kraus und Krleža aber den Prozess machten. Nemec ist von robusterer Bauart, ein pragmatisch kluger, aber konformistischer Funktionsträger, der sein Entkommen aus den bedrückenden Verhältnissen des slowenischen Bauerntums der Armee des Kaisers verdankt.

In Elena Messners Roman scheinen die Diskurse zum Krieg sich der handelnden Personen zu bedienen und nicht umgekehrt. Ihr geht es nicht um Anti-Kriegs-Literatur, deren kraftvollste Texte von anderen lange vor ihr aus der Verzweiflung unmittelbaren Erlebens heraus geschrieben wurden. Und das Fundament ihrer Kritik sind eben jene Werke, die sich nicht auf moralische Anklage beschränkten, sondern die banalen Interessen des Bösen mitreflektierten, nämlich »Absatzgebiete in Schlachtfelder zu verwandeln, damit hernach wieder Absatzgebiete daraus würden« (K. Kraus) und Menschen zu »Futter für fremde Kanonenschlünde« (M. Krleža) zu verwandeln. 100 Jahre später geht es um die Diskurse des Krieges, deren Interessen zu enthüllen sind – Schrei der Historiographie ersterben nicht nur die letzten Schreie der Opfer jener Angriffskriege, sondern lassen sich bereits die bedrohlichen Frequenzen heraushören, die 2039 bei der Neubewertung des Zweiten Weltkriegs geschichtliche Evidenz übertönen werden.

Während jeder neu entdeckte Tagebucheintrag eines Wiener Hofrats oder eines preußischen Stabsoffiziers, dass der Krieg halt unbequem werden könnte, zur Widerlegung deutsch-österreichischer Angriffsbe-





Elena Messner in Begleitung der Trommlerin Birgit Michlmayr

Revisionismus, unablässig schwelende Habsburg-Nostalgie (sichtbar an ihre Hauptfigur überhöhenden Franz-Ferdinand-Biographien), die Pseudoobjektivität einer auf Strategie und Kalkül reduzierten Kriegshistorie, hinter der Schuld und Gräuel verschwinden und auf die präventiven Angriffe der Vergangenheit und Zukunft eingeschworen werden soll.

2014 – Elena Messner hat es geahnt – werden die Errungenschaften der kritischen Geschichtsaufarbeitung strafversetzt. Der eingestanden prussophile und serbophobe Australier Christopher Clark teilt die Kriegsschuld nicht nur paritätisch auf, sondern entlastet das Deutsche Reich wie auf Bestellung, Herfried Münkler assistiert ihm mit ausgetüftelten Thesen der Zufalls-Historiographie, einem Zweig der Chaosforschung, so als hätte Karl Kraus die Dinge zur Zeit ihres Geschehens nicht beim Namen genannt, so als wären Emil Ludwigs Analysen der Kriegsschuld aus den 30er Jahren nie erschienen, so als hätte Fritz Fischer nicht bereits vor 40 Jahren die Proportionen klargestellt.

Vergangenheit, schrieb Immanuel Wallerstein, sei eben keine »in Stein gemeißelte Schrift«, sondern eine »in Lehm gezeichnete Inschrift«.

An sich löbliches Bemühen um größere Differenzierung gerät zur Relativierung, der Schein der Ent-Ideologisierung verdeckt neue Ideologien, mit denen sich neue Feldzüge wissenschaftliche Absolution auch für die hundert Jahre zuvor erteilen lassen, und in diesem letzten reitschaft taugt, bleibt das Attentat von Sarajevo wie ehedem Ausdruck balkanbarbarischer Sippenhaft: Gavrilo Princip als das Werkzeug der Geheimorganisation Schwarze Hand als das Werkzeug des Königreichs Serbien, dem als homogener Stamm, permanent rassistische Projektion eines Zivilisationsgefälles, jegliche historische Differenzierung verwehrt bleibt. Gebe es die verdienstvollen Recherchen des Historikers Anton Holzer nicht und die von Gordana Ilić Marković herausgegebene Anthologie »Veliki rat – Der Große Krieg«, die den Überfall aus serbischer Perspektive behandelt, könnte die heimische Erinnerungspolitik die Massaker an tausenden Zivilisten, welche die k. u. k. Armee in den ersten Kriegswochen in Nordwestserbien beging, verschweigen, ebenso wie den Umstand, dass die serbische Regierung nach der Rückeroberung der Gebiete den Schweizer Fotografen und Pionier der Ballistik Rodolphe Archibald Reiss zur Dokumentation der österreichischen Kriegsverbrechen einlud.

Sprachlicher Hexenritt im Dienste der Sache

Als Spross einer Kärntner slowenischen Familie sowie Spezialistin für südosteuropäische Kultur besitzt Elena Messner einige Sensibilität für den latenten antislawischen Rassismus und die Verleugnung politischer und ökonomischer Interessen, wie sie damals auf dem Balkan als Pax

Habsburgica, heute als europäisches Demokratisierungsprojekt verkauft wurde. Nicht umsonst ist der Gatte von Doris, der Museumsdirektorin im »Langen Echo«, selbst Direktor der Belgrader Niederlassung einer österreichischen Bank, die nicht wenig Geld springen lässt für Forschungsprojekte zur Militärgeschichte. Ein Nexus, der auf den ersten Blick plakativ, ja, satirisch wirken mag, und dennoch beim Wettlauf der Satire mit der Realität mühelos von dieser abgehängt würde.
Elena Messner macht gar kein Hehl daraus, dass ihr die Romanform Mittel zur Diskurskritik ist, und über weite Strecken liest sich »Das lange Echo« wirklich wie ein Traktat, eigentlich ein No-go der approbierten Prosa. Wer also gleich gar nicht heuchelt, nicht mehr als der Leser zu wissen, muss Wissen, Argumente und Absicht in besonders plastische Figuren gießen oder durch ein Mehr an formaler Qualität aufwiegen. Und hierin liegt das Unnachahmliche dieses Buchs, es taugt nicht bloß als Essay mit künstlerischen Mitteln, sondern als Kunstwerk über den Zweck hinaus; das rechtfertigt und bestärkt die Parteilichkeit der Anklage. Die Sprache selbst verlässt bald die Intentionen der Autorin und usurpiert die Macht im Roman, das ständige Wetteifern von Analyse und Leidenschaft spornt Erzähl- und Reflexionsfluss zu juckender Intensität und fiebrig schnellem Puls an – kein Wunder, das sich die Autorin bei ihren Lesungen gerne von Drummer_innen begleiten lässt. Kurzum: Messners Sprache bleibt mit jedem Wort ihrer Sache verpflichtet, was die Sprache nicht bremst, die Sache aber zu einem Hexenritt mitreißt.
So wie Messner nicht bei feminin codiertem Pazifismus stehenbleibt, sondern sich mitten ins Feld begibt, in die Welt der Aufmarschpläne, Versorgungslogistik, Gefallenenstatistiken, bloß um dieser Sachlichkeit des Grauens im taktisch besten Moment das eigene Bajonett an die Gurgel zu drücken, geht auch ihre Syntax dem jeweiligen Sujet mit mimetischer Präzision ans Leder. Immer wenn sie ihre Anklage nicht mehr zu bändigen weiß, hört man die kluge expressionistische Wutprosa Miroslav Krležas heraus, mit der er 1922 in seinem »Kroatischen Gott Mars« Habsburg ins Grab gespuckt hat. Ansonsten, insbesondere bei Milan Nemec' zögerlicher Selbst- und Kriegsentfremdung bewährt sich pannonische Schwermut ohne behübschende Melancholie, jener kühle, mitleidlose Erzählduktus, dessen großer Meister Aleksandar Tišma war.
Das wäre ganz schön trostlos, würde sich nicht wie ein ätzender Firnis Messners angriffslustige Ironie über den Text legen, was, um bei literarischen Referenzen zu bleiben, an jene glücklichen Mixtur aus Sprachspiel, Sarkasmus und Analyse erinnert, mit der die frühe Elfriede Jelinek dem Erwartungsprofil weiblicher Empfindsamkeitsprosa die lange Nase zeigte. Auch Elena Messner verweigert sich diesem Profil, und wie eine Vorwegnahme der Reaktion auf ihren Roman liest sich jene auf Vidas Vortrag beim Kongress: »Gibt es Fragen? Die verschwommen wirkenden Gesichter, die ihr entgegenstarrten, diese Masse von geweiteten Poren, gelblichen Hautflecken und geplatzten Äderchen leuchteten hell; weniger als Fragen denn als wilde Rufzeichen hingen sie in der Luft. Die Fragen, die kamen später, in den Kaffeepausen: nüchterne, kalte, manchmal verächtliche, manchmal begeisterte, jedenfalls kamen sie nicht öffentlich, auf den Vortrag folgend, wo es in die Luft stank, das Unausgesprochene.«
Die Autorin zieht es vor, den Kriegstreibern und ihren diskursiven Nachlassverwaltern das Handwerk zu legen, anstatt deren Opfer zu streicheln, damit es nie wieder Opfer zu streicheln gäbe. Was humaner ist, dürfte sich nach etwas Nachdenken auch jedem Philanthropen erschließen. Dennoch kann die Autorin die Lust an der satirischen Zersetzung nicht verbergen, doch lässt sie menschenfreundlich ihre Leser daran teilhaben, wenn sie zum Beispiel mit dem Porträt von Doris, der Direktorin, das Bild einer ganzen Schicht und ihrer Zeit zeichnet: »Da lernt man dann die richtige Ansicht und seine Einsicht gleich im Doppelpack, im Sinne der guten Aussicht. Später, als Abteilungsleiterin, da weiß man schon, wie und was zu denken und zu publizieren ist, und dann, wenn man die Unternehmensstruktur komplett durchschaut, die Denkstruktur dahinter zu beherrschen gelernt hat, dann wird man Direktorin, aber eben nur dann. (...) Daneben wird man geheiratet, wird zur Mutter einer erwachsenen Tochter – mehr geht sich bei so einer Karriere nicht aus, will man auch nicht. Es ist ein einsamer Trotz, manchmal fehlt einem ein vorzeigbarer Sohn, wenn die Großmutter laut seufzt.«

Frauen als Verwalterinnen der Kriegsdiskurse

Stiller Hohn spricht auch aus dem Umstand, dass im »Langen Echo« eine Frau dem Heeresgeschichtlichen Museum vorsteht; damit erwischt Messners Gesellschaftskritik zwei Fliegen auf einen Schlag: Einerseits wird die reale Unmöglichkeit einer Direktorin mit einer utopischen Pointe moniert, andererseits dem Mythos von der natürlichen Friedfertigkeit der Frauen eins ausgewischt, indem diese die kriegshistorischen Diskurse verwalten und über die Ideologie des Krieges mit der Heftigkeit eines mittelalterlichen Zweikampfs streiten. Sehr plausibel ist die Direktorin namens Doris gezeichnet, eine resolute Konservative, welche die männliche Domäne wie einen Feldherrenhügel eingenommen hat und dort oben als Verwalterin überkommener Lehre, militärischer Sachzwänge und folkloristischer Uniformkunde selbst zur verwalteten Funktionsträgerin wurde. Ihre junge Widersacherin Vida indes ist keine Friedenstaube, sondern wehrhafte Kritikerin. Das humanistische Fundament ihrer Kritik ist so selbstverständlich, dass es sich nicht als sittliche Anklage erproben muss.
Beim Heurigenbesuch nach dem Kongress kommt es zum kathartischen Showdown, in dem Vida nicht vor dem befreienden Monolog zurückscheut, den die meisten Autoren mieden, hängt über ihren Schreibtischen doch eingerahmt der Imperativ, dass Wahrheit in der Belletristik nicht positiv expliziert werden dürfe, sondern im Handlungsfluss aufgehen müsse. Doch jede noch so richtige Regel hört auf, richtig zu sein, wenn sie zu lange eingerahmt war, und so pfeift Elena Messner darauf im besten Wissen, dass Unmittelbarkeit und formale Qualität jede Regel außer Kraft zu setzen fähig sind, Miroslav Krleža hat es ihr vorgemacht, und so nennt sie die Dinge beim Namen und tut es so gut, dass der leidige Disput über die engagierte Literatur en passant gleich miterledigt wird.
Die bellizistische Konkurrenz der beiden Österreicherinnen bedarf sowohl eines Publikums als auch eines begehrten Objekts. Als dieses fungiert das ganze Buch hindurch ein junger Wissenschaftler aus einem nicht ausgewiesenen postjugoslawischen Staat, der »junge Kollege«, wie er genannt wird, der aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse zum Zuhören verdammt ist und dennoch ein schweigendes Memento diskursiver Anmaßung darstellt. Mehr als ein Geschlechterrollentausch findet hier statt, der »junge Kollege« steht zugleich – da es schließlich um Kontinuitäten geht – für das zu Passivität verdammte Herkunftsland, das über seinen Kopf hinweg verdammt oder verteidigt wird, selbst aber nie zu Wort kommt. Daneben ist er Objekt erotischer Hoffnungen, auch der Direktorin; dezent wird ihr One-Night-Stand mit ihm angedeutet (und man kommt einfach nicht umhin, sie sich bei der Anmache als beschwipste Maria Fekter vorzustellen), währenddessen Vida sich dem »Kollegen« sanft und zaghaft während ihres ersten Belgradaufenthaltes genähert hat, und mit ihm einer neuen, fremden Welt; ebenso sanft klingt die Selbstkritik ihres maternalistischen Exotismus durch: Die antiösterreichische Haltung, die zu einer projektiven Aufwertung des verfemten Gegners führt und zielsicher in die Kulturalismusfalle tappt, in welcher verschiedene Epochen und Menschen kraft ihres Neuigkeitswertes zu einer faszinierenden Essenz verkocht und mit Kulturplaketten beklebt werden. Das vermeintlich Fremde in Opposition zum Eigenen aufzuwerten aber ist vermutlich notwendiger Schritt in jeder persönlichen Tragikomödie, die sich geistige Entwicklung nennt und deren Dialektik im Idealfall zur Auflösung des Eigenen und folglich auch des imaginierten Fremden führt.
Wer sich für die überhörten Stimmen des deutsch-österreichischen Angriffskrieges auf Serbien interessiert, dem sei hier nochmals das von Gordana Ilić Marković edierte Lesebuch »Veliki rat/Der große Krieg« empfohlen. Zeitungsmeldungen. Zeitzeugenberichte, der Originaltext des Ultimatums der k. u. k Regierung ans Königreich Serbien sowie dessen Antwort, weiters Texte von Karl Kraus, Egon Erwin Kisch und John Reed finden sich hier in einer erfreulich unparteiischen und polyphonen Anthologie, die die Dokumente für sich selber sprechen lässt und dank der Zeugnisse von Zivilisten, Soldaten oder aber bekannter, am Krieg beteiligter Dichter wie Miloš Crnjanski, Branislav Nušić, Bora Stanković, Vladislav Petković Dis und Stanislav Vinaver sowohl Heroismus als auch Opferkult entsagt. Wer noch immer dem (auch von Christopher Clark geschürten) Bild von terroristischen Balkanbarbaren anhängt, den mag dieses Buch peinlich berühren, sofern die eigene Schamfähigkeit nicht verkümmert ist. Zumindest zeigt es Serbien 1914 als Land, in dem die nationale Barbarei nicht als archaische Residue, sondern als Nachzügler eines zivilisatorischen Prozesses auftritt, deren Ideengeber in den Ministerien und Universitäten Westeuropas sitzen, das aber auch mit den zivilen Errungenschaften dieses Westens maßhalten will.
Milan Nemec wird nach dem Krieg, da er nichts anderes gelernt hat, Offizier bleiben, allerdings nicht in Österreich, sondern in der Armee des neugeschaffenen Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen. Keine heroische Entscheidung ist das – Elena Messner konzipiert ihn schließlich nicht als Ballspieler seines Schicksals, sondern als dessen Spielball –, eher ein indifferentes Hinübergleiten. Und trotzdem stößt in ihm zunehmend eine Subjektivität in Form von Zweifel auf, beim Trinkgelage mit einem Offizier aus Wien etwa, das zu Handgreiflichkeiten und folglich einem Disziplinarverfahren führt, und durch seine Bekanntschaft mit einer düster gezeichneten Soldatenwitwe, die er nach dem Krieg ehelichen würde: zwei verlorene Seelen, er hat seine Heimat, sie ihren Mann verloren, bar von Romantik und Pathos beschließen sie, füreinander zu sorgen. Ihrer ersten Begegnung in ihrem kleinen Häuschen haftet etwas Mysteriöses an, das nie aufgeklärt wird. Die Autorin kokettiert hier etwas mit vampiristischen Motiven, die auch in jenem Kapitel anklingen, wo die Angst der kroatischen (und serbischen) Soldaten in der kaiserlichen Armee beschrieben wird, dass die Gefallenen als Untote wiederkehren würden, so man sie nicht angemessen bestattete – eine Angst, die nur Spott und Prügel durch die Offiziere auf sich zieht.
Letztlich sind es die wirklichen Untoten, die Milan Nemec quälen, ein Dilemma, das einen grobgeschnitzten Kerl wie ihn nicht als ethischen Zwiespalt, sondern moralisches Jucken der Seele plagt, gegen das alles Kratzen nichts helfen will. Auf seinem Totenbett in Ljubljana, seine Tochter schreibt die Beichte in der ihr schwer verständlichen deutschen Sprache nieder, entlastet er seine Seele bei einem Priester, denn er ist gläubig geworden auf die alten Tage, die übliche Religiosität der Ängstlichen; und so entfährt ihm das Geständnis nicht wie ein erleichterter Seufzer, sondern wie das amtliche Ritual, das erledigt sein will, bevor der Vorhang zugezogen wird. Ein großartiges Fanal des Romans ist das, weil so unprätentiös. Mit Flaubertscher Kälte, die sich des größten moralischen Effekts sicher sein darf, listet Milan Nemec die Gräuel seiner Einheit auf, gleich den Jagdtrophäen-Listen des letztlich selbst erlegten Erzherzogs. Bei aller Apathie hat sich Nemec doch die Namen gemerkt, deshalb muss seine Tochter mitschreiben, denn nur Namenlose bleiben untot, das Erinnern ihrer Identität aber erstattet ihnen vielleicht den gestohlenen Frieden zurück, in dem sie ruhen sollen: »... die Anica, 32, Augen, Nase und Ohren herausgeschnitten, die Jelka, 13, Nase und Ohren herausgeschnitten, die Mirosava, 21, von mehreren Soldaten vergewaltigt, Genitalien herausgeschnitten, Haare in das Loch hineingestopft; die Familie Petrović, gefunden aneinandergefesselt mit ihrem Hund in einem Feld, der Lazar, 46, eine Hand abgeschnitten und Augen herausgeschnitten; die Milica, 45, Brüste abgeschnitten, und die Stanka, 14, und die Ana, 7, (...) sie flüstern, mach mein Herz still, ich bitte darum; wispert ihr nur, wispert, ich höre, höre alles, hört ihr mich?«

Elena Messner: *Das lange Echo*. Edition Atelier 2014

Weitere Buchempfehlungen

Gordana Ilić Marković: *Veliki Rat - Der große Krieg*. Promedia 2014
Anton Holzer: *Das Lächeln der Henker. Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914-1918*. Primus Verlag 2008/2014
Miroslav Krleža: *Der kroatische Gott Mars*. Wieser Verlag 2009
Elena Messner: *Postjugoslawische Antikriegsprosa*, Turia + Kant 2014

Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Seine jüngsten Publikationen: »Rost und Säure« (Drava Verlag), »Das neue Wörterbuch des Teufels« (Klever Verlag)

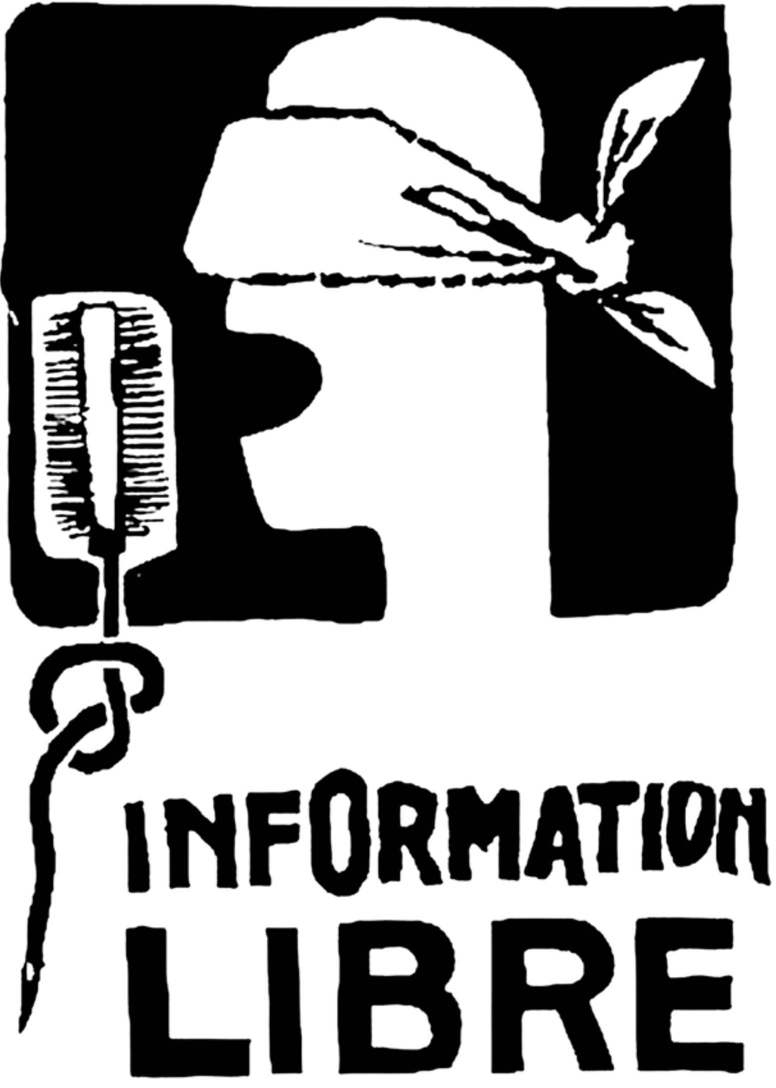
Smoking gun

Der manipulative, kriegstreiberische Journalismus global agierender, privater Firmen trägt Verantwortung für die laufende Eskalation in der Welt. Von *Mladen Savic.*

Als im spanisch-amerikanischen Krieg 1898 ein Mitarbeiter des *New York Journal* Kuba verlassen will, weil es dort nichts Weltbewegendes zu berichten gibt, schickt ihm sein Verleger, William Hearst, auf eine Militärintervention hoffend, um die Auflagenzahlen zu steigern, ein Telegramm: »Bitte bleiben Sie! Sorgen Sie für die Bilder. Ich sorge für den Krieg.« Hearsts Konkurrent, Joseph Pulitzer, hat ihm kräftig nachgeeifert, indem er erfundene spanische Gräueltaten an den Kubanern hat drucken lassen. Seitdem ist weder der Hunger der Öffentlichkeit nach spektakulärer Berichterstattung erloschen, noch der effekthaschende Meutenjournalismus verschwunden, dessen organisierte Desinformation regelmäßig nach Propagandaministerium schmeckt. Die Krise in der Ukraine ist die jüngste Veranschaulichung dieses Arbeitsprinzips – Gewalt einseitig zu legitimieren. Nicht grundlos sagt man im Volk: »Gelogen wie gedruckt!«

Angesichts beschleunigter Kommunikation durch das Internet ist es zwar möglich geworden, Kriege in Echtzeit mitzuverfolgen und Ausschnitte des Ganzen zu sehen: Bombardements und Gefechte im Fernsehen, Infotelegramme in sozialen Netzwerken. Diese Beschleunigung hemmt aber, über die betriebliche Zeitnot der Fließbandproduktion von Nachrichten hinaus, mehr und mehr die journalistische Erkundigung. Nicht nur strafft die zügige Monopolisierung der Verlagshäuser, bekannt als mangelnde Pressefusionskontrolle, die Arbeit in Richtung meinungsbildender Gleichschaltung. Gleichzeitig steigt der Einfluss des militärisch-industriellen Komplexes und der PR-Firmen auf die Lenkung und Aussiebung der gesehensten Nachichten, nicht zuletzt wegen des *embedded journalism*. Dazu gehört z. B. das *CFLCC ground rules agreement*, das Haftungsfreistellung und Klageverzicht, Lokationsvorauswahl, Zugangsverweigerung und direkte Zensur durch die Streitkräfte ermöglicht. Zudem lancieren immer öfter Geheimdienste und Militärs bewusst Falschmeldungen, die ohne Überprüfung und Beweise von den großen Medien fraglos übernommen werden. Unantastbar dank ihrer Größe, lügen sie, ohne rechtliche Folgen fürchten zu müssen. Siehe: inexistente Massenvernichtungswaffen im Irak.
So beträgt, wie Jörg Becker zur Illustrierung der Monopolisierungstendenz bekannt gibt[1], Mitte der Neunziger Jahre die Zahl der vom US-Nachrichtenhaus AP verbreiteten Wörter 20.000.000 pro Tag und ihr Umsatz 328 Mio. $ und im Vergleich dazu die Zahl der von der DPA täglich verbreiteten Wörter nur 400.000 und ihr Umsatz gerade 102 Mio. $. Schon damals stehen 64 % der weltweit 3,4 Mio. Hosts in Nordamerika und bloß 0,5 % in Lateinamerika, 0,6 % in Afrika. Auf diese Weise bereits wird eine Homogenisierung der Inhalte bewerkstelligt. Die dem zugrunde liegende, kartellartige Medienkonzentration beinhaltet auf globaler Ebene Firmenkonglomerate wie *Viacom, CBS Corporation, Time Warner, 21st Century Fox, Comcast Corporation, Hearst Corporation* und *News Corp* – allesamt amerikanisch – sowie *Vivendi, Lagardère, Sony, Bertelsmann, Grupo Televisa* und andere, die die Medienvielfalt bedrohen. Deren Kapitalstreuung, die Undurchsichtigkeit ihrer vielfältigen Besitzverhältnisse sowie die Rolle des Internets ermöglichen kaum noch eine fundierte, unabhängige Überprüfung des Ursprungs und Quellenwerts von Nachrichten.
Was nun die zwielichtige Tätigkeit der PR-Agenturen betrifft, sollten hier einige exemplarisch genannt werden: die *Rendon Group*, deren Motto »Information als Element der Macht« Bände spricht über ihre in Auftrag gegebene Imagepolitur für das Pentagon; außerdem die *Ruder Finn*, deren propagandistische Bravour am Balkan ab 1991 und deren Beteiligung am Putsch auf den Malediven 2012 Berühmtheit erlangt hat; und schließlich die *Hill & Knowlton*, deren im UN-Sicherheitsrat fabrizierte Brutkastengeschichte über kuwaitische Krankenhausmorde an 312 Neugeborenen die Weltöffentlichkeit gegen den Irak mobilisiert hat. Eine Krankenschwester spielend, hat die Tochter des kuwaitischen Botschafters offenbar eine Shakespeare'sche Meisterleistung hingelegt, denn – niemand hat den geschmacklosen Gag je in Zweifel gezogen.
Die PR-Agenturen und internationalen Pressekonglomerate werben privat und mit ungeheuren Kapitalmengen um eindeutig machtpolitische Ziele, die man anschließend mit Gewalt und jenseits relevanter Kritik durchsetzt. Erleichtert wird die kriegstreibende Note ihrer Medienarbeit, wie gesagt, zum Teil durch die Einbettung der Journalisten in militärische Strukturen. Das heißt, dass Redaktionen nicht nur die Berichterstatter immer seltener an den Schauplatz schicken – und wenn überhaupt, dann mit einem klaren Redaktionsziel und einer Art vorgefassten Hearst'schen Auftrag. Sondern sie berichten immer öfter in Begleitung der Kampftruppen von den jeweiligen Ereignissen, was mitnichten unabhängig sein kann, denn die nordatlantische Kommandantur nimmt sich ja das Recht heraus, gesammeltes Material notfalls auch zu zensieren. Die selektive Auswahl der Themenschwerpunkte und Informationen ergibt sich daraus wohl zwingend.

Mit all diesen postmodernen, elektronisierten, neoliberalen Wandlungen einher geht der gleitende Übergang des Journalismus von der Friedensarbeit einer Kriegskritik zum Cheerleading für eine neue Eskalationspolitik. Die heuchlerische Rede von einer Suche nach diplomatischen Lösungen, die bald ausgeschöpft sein würden, hat längst den



Status einer medialen Einschwörung der öffentlichen Meinung auf den nächsten Militärschlag erhalten. Die Nachrichten sind ohne Menschen wie John Reed, demzufolge Krieg kurzum Profit heißt, zur Burleske einer quasi-sentimentalen Hetzrede verkommen. Karl Kraus drückt es so aus: »Wie wird die Welt regiert und in den Krieg geführt? Diplomaten belügen Journalisten und glauben es, wenn sie's lesen.«[2] Man redet also von Frieden oder Verteidigung und meint den angeblich gerechten Krieg, der in Form humanitärer Bomben mit Kollateralschäden jeden historischen Zynismus zu übertrumpfen gewusst hat.
Mal gehen nämlich Staatsräson und territoriale Integrität, mal das separatistische oder putschistische Anliegen einer Minderheit vor, freilich je nach Kapitalinteressen, willkürlich, selektiv. Der häufige und nie mehr abebbende Vorwurf der Doppelmoral der Qualitätsmedien nährt sich vom unrühmlichen Umstand, dass man dieselben Akteure in diversen Regionen hier als Aufständische und Freiheitskämpfer und da als Gewaltmenschen und Terroristen bezeichnet. Jedenfalls steigt der Gewaltbezug, sowohl in der Berichterstattung wie in den Zuschauerköpfen. Medial ölt man eine Haltung, die früher oder später in Flammen aufgehen mag. Sprich, ein solcher Journalismus der global agierenden, privaten Firmen trägt eine Verantwortung für die laufende Eskalation in der Welt. Auch er ist Teil dieser Gesellschaft des Konsums und Spektakels, zu welchem sogar der Krieg geworden ist. Dabei werden Hintergrundkenntnisse über den Zusammenhang von Sicherheits- und Rüstungspolitik einerseits und von Militärintervention und *failed state* andererseits in den wichtigsten Medien ausgeklammert. Und doch weiß man, wo die weltumsorgte westliche Soldateska Position bezieht und was letztlich aus den betroffenen Staaten meistens geworden ist: ein infrastrukturelles Trümmerfeld, ein soziales Pulverfass und ein Fundamentalistenreservoir als Endresultat militärischer Demokratisierungen. Libyen, ehemals ein funktioneller, wohlhabender afrikanischer Staat, ist jetzt im Bürgerkriegszustand und Irak teilweise schon ein rechtsextremes Kalifat.

Dass die Medien stets nur im Nachhinein eine bestimmte Machtpolitik im Sinne Martin Wights zu verorten imstande sind, ihr aber immer wieder von Neuem willig die Dienste anbieten, macht sie zu Recht verdächtig!

Die Kapitalinteressen decken sich geradezu notorisch mit geostrategischen Zielsetzungen und den hierfür aufbereiteten Hetznachrichten. »Wir können die Herrschenden nicht zwingen, die Wahrheit zu sagen, aber wir können sie zwingen, immer unverschämter zu lügen.«, erinnert Gudrun Ensslin. Die Käuflichkeit von Journalisten zu leugnen, heutzutage, da jede Gruppierung von der Regierung über die Konzerne bis zu den Nachrichtendiensten ihre eigenen Journalistentrupps bereithält, ist nicht mehr bloß naiv, sondern bösartig. Ohnehin leiden viele an der »Schere in den Köpfen« namens Autozensur. Christiane Amanpour, die Gattin des Pressesprechers Rubin im US-Außenministerium unter Präsident Clinton, ist als einstige Chefkorrespondentin von CNN – im Besitz des Medienkonzerns *Time Warner* – zweifellos die unverblümteste solche Propagandajournalistin gewesen. Und auch die Verschränkung der amerikanischen Außenpolitik mit den staatlichen Wirtschaftsinteressen durch die Ernennung Hunter Bidens, des Sohns von US-Vizepräsident Joe, zum Vorstand des größten ukrainischen Erdgaserzeugers *Burisma Holdings* sieht sehr nach Eliteverteilung der Beute aus. Die Medien nehmen derlei mit Achselzucken zur Kenntnis, denn danach kräht kein Hahn. Summa summarum gehört für Medienkonzerne der militärische Westen ausnahmslos zu den »guten Jungs«. Fehler im Verhalten haben bei ihm, ungeachtet ihrer Häufigkeit und des Gewichts, den Stellenwert einer leidlichen Ausnahme, eines ewigen Ausrutschers. Lügen tun, genau genommen, immer nur die Anderen! Negativmeldungen über die eigene Seite werden unterdrückt, zwielichtige Bündnisse verschwiegen und heruntergespielt oder im Fall von *whistleblowern* gar als Landesverrat geahndet. Gern verweist man mit Nachsicht auf die bestehende Sicherheitsdokrin »der freien Welt«. Siehe: Snowden, Assange, Manning und Konsorten. Diese Suspension des Ethischen ist zum Normalfall geworden, in erster Linie durch die Destruktion des Logischen. Die Berichterstattung mutiert zur Nachrichtenlenkung. Kraft quasi-hypnotischer Wiederholung in den Tagesnachrichten wird dieses Manko kompensiert und die heimische Bevölkerung auf Clausewitz'schen Kriegskurs gebracht. Indessen hat schon 1914 Senator Hiram Johnson ein Diktum geboten, das seine Gültigkeit nicht zu verlieren scheint – dass die Wahrheit das erste Opfer des Krieges sei!

Meistens bedient man sich, so billig und durchschaubar es auch wirkt, ein und derselben massenmedialen Methoden, die da wären: das *Agenda-Setting* durch Hervorhebung bestimmter Themen (»Frauenrechte in Afghanistan«); die *Bilddominanz* gegenüber dem Text (»weinende Kinder«); das *Framing* der Prozesse in einem eigens konstruierten Kontext (»nach Titos Tod«); hochtechnologische *Scheinevidenzen* (»Satellitenaufnahmen«); visuelle *Stigmatisierung* (mürrisches Politkergesicht samt Überschrift: »der Schlächter«); pejorative *Metaphorik* (»krebsartige Ausbreitung«, »Virus«), *Euphemismen* (»Luftschläge«, »humanitär«) und *Schlagwortgebrauch* (»Freiheit«, »Demokratie«); suggestive *Programmatik einer Universalisierung* der herrschenden Klasse und Kapitalinteressen (»die Wirtschaft«); die Polarisierung (alte Feindbilder wie »der Russe«); die *Dehumanisierung* des Gegners als Delegitimierung (Vergleich mit »Hitler« und den »Nazis«); der gesinnungsethische oder *journalism of attachment* (»die armen Opfer« und ihre Lebensgeschichte); der *Bündnispatriotismus* (»jetzt zusammen halten«, »Einigkeit zeigen«); politische *Sakralisierung* (»unsere Mission ist heilig«); usw. usf.
Man mag dazu stehen, wie man will, aber Frieden kommt so keiner zustande! Wenn es dann plötzlich überall auf dem Globus kracht, wird klar sein, dass die Medien nicht, wie Fukuyama frömmelt, eine Stütze der Demokratie sind und auch keine publikative *Vierte Gewalt*, sondern aktive Mittäter in der postmodernen Demagogie der Macht. Die Krise des Journalismus ist demnach ein Kataklisma seiner Kritikfunktion, das sein Metier mit der Kriegsreportage zur Vollendung gebracht hat. – Information ist zu wertvoll, um sie den Kapitalisten zu überlassen…

---

[1] In: Ingomar Hauchler (Hg.), *Globale Trends 1993/94*, Frankfurt 1993, S. 349-366.
In: Hauchler/Messner/Nuscheler (Hg.), *Globale Trends 1998*, Frankfurt 1997, S. 379-397.
[2] Karl Kraus, *Fackel 406/412 106*, Nachts 1915

Mladen Savic ist freier Autor, Essayist und Übersetzer, geb. 1979 in Zagreb, seit 1985 in Wien, ab 1998 in Québec, Kanada, 2006 Philosophiestudium an Bishop's University in Lennoxville, 2011 Ausbildung zum internationalen Wahlbeobachter und EU Civilian Crisis Management in Stadtschlaining, Veröffentlichungen in Zeitschriften wie »Augustin«, »Streifzüge«, »Global Player«, »Die Presse«, »Untergrundblättle« und »Putevi«

Fremdenhaß, Lärmschutzwand und Todestrieb

Am 2. Oktober, 19.00 Uhr, wird *Erwin Riess* seinen neuen Roman »Herr Groll und das Ende der Wachau« in der Stadtwerkstatt vorstellen, aus dem wir hier einen Auszug bringen.

Nach Langenzersdorf beschleunigte ich auf siebzig Stundenkilometer, eine gute Marschgeschwindigkeit für Leute, die keine Märsche mögen, sagte ich.

»Warum nehmen wir nicht die Autobahn, in vierzig Minuten wären wir in Krems«, fragte der Dozent ungehalten.

»Wie lange kennen Sie mich«, fragte ich zurück. »Sie wissen, ich fahre nie Autobahn. Kein denkender Mensch fährt Autobahn. In Österreich schon gar nicht. Wer Autobahnen meidet, lebt länger und besser. Sie entkommen endlosen Verkehrsstaus, einer permanenten Radarüberwachung sowie überfallsartigen Fahrzeug- und Personenkontrollen, wobei sich immer etwas findet, eine defekte Glühbirne oder drei Asylanten im Handschuhfach. Sie werden nicht von wirren Überkopfwegweisern behelligt, sie werden nicht an Sektionskontrollen selektiert. Sie entgehen Räubern auf Autobahnraststätten und Sie sehen sich nicht ukrainischen Schnelltransportern ausgesetzt, deren Fahrer seit achtundvierzig Stunden hinterm Steuer lümmeln und die Augen kaum mehr offenhalten können. Sie vermeiden Baustellenbereiche sowie Lamborghinipiloten aus Rußland, welche dieselben mit 200 km/h durchrasen. Sie ersparen sich, von grünschnäbligen Dränglern bedroht zu werden, die kaum übers Lenkrad hinaussehen und mit ihren bayrischen Boliden zehn Zentimeter hinter Ihrem Heck einherdonnern, obwohl Sie die zulässige Höchstgeschwindigkeit schon um ein Drittel überschreiten. Schließlich entkommen Sie Schwer-LKWs mit gebrochenen Bremsscheiben und entgehen dem Anblick brennender Reisebusse.«

Wenn wir die alte Bundesstraße nähmen, brauchten wir dreimal so lang, nörgelte der Dozent. Das mache nichts, beruhigte ich ihn. Für unsere Sache reiche es völlig, wenn wir erst am fortgeschrittenen Nachmittag in Krems einträfen, auch die Chance auf kühlere Luft sei größer. Außerdem berge die Route über die alte Landesstraße eine Reihe von Denkwürdigkeiten, die uns trefflich auf die Wachauer Verhältnisse einstimmen würden.

Wir überquerten ein »Donaugraben« genanntes Rinnsal.

»Vor hundertfünfundzwanzig Jahren machte Kaiser Franz Joseph hier in einem Wirtshaus Station«, erklärte ich. Ein verwittertes Messingschild erinnere daran.

Das gesamte Territorium der ehemaligen Monarchie sei mit Erinnerungstafeln an den Langzeitkaiser zugepflastert. Würde man die Artefakte einschmelzen, könne man damit ein Vermögen machen.

»Alle Welt weiß, daß Österreich über ein gut ausgebautes Autobahnnetz verfügt, nur der famose Herr Groll scheint das nicht begriffen zu haben«, warf der Dozent ein.

»Sie haben völlig recht«, sagte ich. »Aber haben Sie sich auch schon einmal gefragt, warum das so ist? Weil die Politik nur die Ökonomie im Sinn hat! Autobahnen dienen einzig dem schnellen Warentransport. Salzgurken vom Schwarzen Meer in den Schwarzwald, und das in achtzehn Stunden. Darum geht's. In Wahrheit zählen die österreichischen Autobahnen nicht nur zu den gefährlichsten, sondern auch zu den häßlichsten des Planeten. Zwar wird die heimische Landschaft von der Österreichwerbung von Kastilien bis Lappland in schrillen Kampagnen als ideale Reisedestination empfohlen, was aber bekommen die armen Lappländer zu sehen, wenn sie in ihren alten Volvos durchs Land brausen? Wegweiser zu Naturschutzgebieten, Hinweisschilder zu Klöstern, Thermen und Schnapsbrennereien. Aber vom Land selber sehen sie nichts, keinen Strom, keinen Dom, keinen Acker zukunftsreich. Sie sehen kein Kloster, sie sehen keinen See und sie sehen keinen Berg. Österreich ist ihnen ein einziger Röhren- und Tunnelbau. Dichte und Länge der heimischen Lärmschutzwände sind europaweit einzigartig, sie rauben dem Automobilisten zuerst die Sicht, dann den Verstand. Selbst Einheimische wissen nicht mehr zu sagen, in welchem Bundesland sie in einer Betonröhre dahinbrausen.«


Foto: Alexander Golser

Erwin Riess

Dennoch sei die Nutzung von Autobahnen nicht nur die schnellste, sondern auch die sicherste Form des Reisens mit dem Automobil, blieb der Dozent hartnäckig.

»Konträr«, rief ich. »Das ist eine üble Propaganda der Autobahnlobby. Kommt es in den Betonröhren zu einem Feuerunfall, wirken die meterhohen Betonwände wie Kamine, Feuerwalzen überrollen Touristen, die von Österreich nichts gesehen haben und nie mehr etwas sehen werden. Bis ich in diesen Röhren meinen Rollstuhl aus dem Wagen gehievt habe, bin ich gegrillt.

Dasselbe gilt für die Unzahl an Autobahntunnel, die nicht nur am Semmering und bei Klagenfurt verharmlosend ‚Tunnelketten' genannt werden, anstatt ‚zwanzig Kilometer lange Todesfallen', in denen mit deprimierender Regelmäßigkeit Menschen verkohlen. Um das Unglück noch zu vervielfachen, werden immer neue Tunnelröhren durch die Berge getrieben, als überträfe der Blutzoll nicht schon längst jede menschliche Vorstellung. Ist Ihnen aufgefallen, daß rechtsextreme Politiker sich besonders für Tunnelröhren, Autobahnen und Lärmschutzwände ins Zeug legen? ‚Freie Fahrt dem freien Bürger', rufen die Freiheitsheuchler aller Schattierungen, deren wahres Bestreben es ist, Freiheit und Bürger abzuschaffen und durch ein von Sklaven bevölkertes Kasernensystem zu ersetzen, in dem die U-Bahn-Zeitung gratis, die Spitalsambulanz unerschwinglich und die Tunnel endlos sind. Es gibt da einen Zusammenhang, verehrter Herr Dozent! Einen Zusammenhang zwischen Fremdenhaß, Lärmschutzwänden und dem motorisierten Todestrieb. Hauptsache, der Lärm wird geschützt, die Menschen sind nur Sperrmüll auf Tunnelreise. Falls dereinst von kommenden Himmelsstürmern die Autobahnbetreiber samt ihren Handlangern als Terrororganisation eingestuft werden, wird es mir ein leichtes sein, ihnen nicht in den Arm zu fallen. Im übrigen wird es eine Frau sein, die diesen Kampf als erste aufnimmt, eine Jeanne d'Arc der menschlichen Fortbewegung. Männer kommen für diese Position aufgrund ihrer Technikgläubigkeit nicht in Frage.«

Seit Jahren sei wissenschaftlich bewiesen, daß auf den Landes- und Bundesstraßen mehr Menschen ums Leben kämen als auf Autobahnen, legte der Dozent nach. Diesen Umstand könne ich nicht ignorieren.

»Verehrter Herr Dozent«, erwiderte ich ruhig und gelassen. »Es gibt eine Erklärung für die vielen Toten auf den nachrangigen Straßen. Schuld sind die Autobahnen.«

»Das mußte ja kommen«, rief der Dozent empört. »Sie schrecken wahrlich vor keinem Unsinn zurück!«

»Mäßigen Sie sich, Emotionen haben in einer Fahrmaschine keinen Platz«, sagte ich ruhig. »Heerscharen von Jungmännern werden durch das Rasen auf Autobahnen verdorben, aus ihnen werden keine verantwortungsvollen Automobilisten mehr. Wer mit zweihundert auf einer schnurgeraden Autobahn im Lärmschutztunnel dahindonnert, glaubt bald, die Gesetze der Physik seien aufgehoben. Und ein paar Stunden später, auf der Heimfahrt von einem Bordell jenseits der Grenze, bohrt sich ein dreihundert PS starkes Geschoß in den letzten Waldviertler Tannenbaum. Überhöhte Geschwindigkeit, heißt es dann im Polizeibericht. Fremdverschulden sei auszuschließen. Das aber, verehrter Dozent, ist eine Lüge. Selbstverständlich liegt Fremdverschulden vor. Schuld sind nämlich die Autobahnen, sie entziehen dem Menschen mit der Natur auch die Naturgesetze und lotsen ihn in eine Parallelwelt, in der Gevatter Tod den Sprit einfüllt.«

»Tod auf der Straße ist die zweithäufigste Todesursache bei jungen Männern. Auf der Bundesstraße, wohlgemerkt«, rief der Dozent triumphierend aus.

»Und was, Sie hinterwäldlerischer Verkehrsexperte, ist die häufigste?«

»Tod auf der Autobahn«, sagte ich.

Wir fuhren ein paar hundert Meter an der Donau entlang und betrachteten die Rollfähre, die, nur mit der Kraft der Strömung, lautlos ihren Dienst verrichtete. Der Dozent stieß sich am dumpfen Anprall der Fähre an den Landungsbrücken und meinte, das sei eine vorsintflutliche Bewegungsform. Ich würdigte ihn keiner Antwort.

(..)

Wir kehrten um, passierten den riesigen Getreidesilo und die Verladebrücke und parkten vor einem unscheinbaren Gasthof direkt am Fluß. Ein weit aus dem Wasser ragender holländischer Selbstfahrer, die »Innovatie«, zog, ebenfalls talwärts fahrend, an uns vorüber. Auch das Landgasthaus Tuttendörfl war geschlossen. Bevor der Dozent sich über den Namen mokieren konnte, wies ich darauf hin, daß dieses Restaurant sich aus einer Reihe von Schiffsmühlen aus dem siebzehnten Jahrhundert entwickelt habe, die von einem Freiherrn von Dutto betrieben wurden. Der Name sei von diesem abgeleitet. Immerhin handle es sich um das einzige Donaurestaurant am Nordufer, und das auf einer Länge von hundert Kilometern, zwischen Krems und Orth.

»So schofel gehen unsere Landsleute mit der Donau um«, setzte ich fort. »Sie besingen sie zu Neujahr im Musikverein und im Fernsehen, aber sie wollen mit ihr nichts zu tun haben. Daß das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker zum ersten Mal 1939/40 veranstaltet wurde und der Erlös dem NS-Kriegswinterhilfswerk gewidmet war, kommt nicht von ungefähr.«

»Können Sie nicht einmal fünf Minuten darauf verzichten, alles und jedes mit den Nazis in Verbindung zu bringen?« jammerte der Dozent.

Ich schwieg. Dort, wo ich den Dozenten jetzt hinbringen würde, verbat sich dieses Ansinnen von selbst.



Erwin Riess
Herr Groll und das Ende der Wachau
Otto Müller Verlag
316 Seiten
EUR 21,-

Brot und Spiele

Wo aber bleibt die Ästhetik? Fragt sich anlässlich der Ars Electronica 2014 *Katharina Gsöllpointner.*

Kürzlich bin ich auf einen interessanten Text gestoßen, der ein altes Thema im Kontext der digitalen Kunst aufgreift. Das Programmieren von Software in verschiedenen Computersprachen ist, seit es so etwas wie Computer- oder digitale Kunst gibt, ein immer wieder heiß diskutierter Punkt, vor allem wenn es um den künstlerischen Anspruch an die medienbasiert Kunst geht. Netzkunst und Interaktive Kunst waren ja eigentlich immer schon experimentelle Systeme zur Durchsetzung des Anspruchs, Programmieren als künstlerische Handlung zu definieren. Matthew Kirschenbaum hat also im Juli dieses Jahres die Software wieder einmal zum künstlerischen Objekt ernannt.[1] Das Schreiben eines Programms ist nach Kirschenbaums Ansicht sowohl Kunst und Design, als auch Intuition und Disziplin und vieles mehr, was kreative Leistung mit sich bringen muss. Die Software aber ist ein Ding, ein reales Objekt:

»Software may be stuff unlike any other, it may be even intangible, but it is still a thing, indisputably there as a logical, spatial, and imaginative artifact, subject to craft and technique, to error and human foible. Writing software is not an abstract logical exercise; it is art and design, intuition and discipline, tradition and individual talent, and over time the program takes shape as a wrought object, … Software is thus best understood as a dynamic artifact: not some abstract ephemeral essence, not even just as lines of written instructions or code, but as something that builds up layers of tangible history through the years, something that contains stories and sub-plots and dramatis personae. Programmers even have a name for the way in which software tends to accrete as layers of sedimentary history, fossils and relics of past versions and developmental dead-ends: cruft, a word every bit as textured as crust or dust and others which refer to physical rinds and remainders.«[2] Während das Programm nach Kirschenbaums Ansicht bei seiner Erschaffung Konturen annimmt wie ein »geschmiedetes Objekt«, braucht es dennoch ein Trägermedium, um wahrnehmbar zu werden. So, wie ein Text ein Sprachmedium benötigt, um kommuniziert werden zu können (die Live-Stimme, den Buchdruck, die Handschrift, die Digitalschrift usf.), benötigt Software das Medium »Kunstwerk«, um begreifbar, sichtbar, hör- und spürbar zu werden. Vergleichbar der Kognition, ist auch die Software ans Körperliche gebunden und nicht per se ein Ding, wie Kirschenbaum das gerne hätte.

Der Status der Software als Kunst bzw. die Rolle des Programmierens als künstlerischer Akt – wie es in der Musik zum Beispiel die Notation eines Stückes ist – wäre also durchaus ein aktuelles und anspruchsvolles Thema, dem sich ein Festival wie die Ars Electronica wieder einmal ausführlich und detailliert widmen könnte. Ein Beispiel wäre etwa das Verhältnis von Code und Ästhetik im Kontext von Sinnlichkeit und Materialität[3] aus künstlerischer Perspektive. Vielmehr fällt auf, dass das Festival in Thematik und Inhalten immer austauschbarer und beliebiger wird und seine Analogie zum Ausdruck »Brot und Spiele« immer mehr ins Auge sticht.

Das Ars Electronica Festival hat sich im Lauf von 35 Jahren zu einer Großveranstaltung gemausert, die das Volk tatsächlich in Bann zu halten scheint. Geht man nach den kolportierten Besucherzahlen liebt es die Ars und das AEC und läuft gerne hin; die Spiele sind ja verführerisch, manipulativ, aufregend, ablenkend, einlullend, beruhigend und unterhaltsam zugleich. Jedes Jahr wird scheinbar etwas Neues geboten, und sei es nur das Motto, unter dem eine kaum überschaubare Anzahl der sich andererseits ewig gleichenden Ausstellungen, Vorträge, Diskussionen, Präsentationen, Soundinstallationen, Inszenierungen, Performances, Führungen etc. geboten wird.

All das passiert in diesem Jahr unter dem unerklärlichen Titel »C … What it takes to change«. Das »C« steht vielleicht für das englische »see«, also »Sieh« oder »Sehen«, auf jeden Fall aber anscheinend für 53 beliebige englische Wörter, die alle mit einem »c« beginnen: von creativity über cooperation, cynicism, compromises, caffeine, china bis cyberarts. Und noch einige Begriffe darüber hinaus, durch drei Auslassungspunkte angedeutet.[4] Es bleibt jedoch offen, in welchem Zusammenhang diese Wörter die Thematik für das diesjährige Festival vorgeben, außer vielleicht, dass sich alles ändert - der Change. Das große C also, C wie »Circenses«?

Was gibt es nun zu sehen, zu bestaunen und zu bewundern in diesem großen Circus? Es gibt da zum Beispiel eine »Festival-City«, in der »Hier und dort […] künstlerische Projekte auf[tauchen], in den Auslagen der Arkade-Shops, in Foyers, Gastgärten, Innenhöfen, Klassenzimmern, Turnsälen, Werkräumen, Tiefgaragen, auf Straßen und Plätzen.«[5] Es gibt eine »Change Gallery«, in der in den Schaufenstern von Geschäften »… auf teilweise bereits vorhandenen Bildschirmen Videos über Projekte mit innovativen Ideen präsentiert [werden], die einen technischen, sozialen und technologischen Hintergrund haben und sich zum Ziel setzen, gewisse Lebenssituationen zu verbessern.«[6] (sic!) Es gibt »Entspannungs- und Verweilorte«, es gibt ein »Future Innovators Summit«, den »Music Day«, das »Animation Festival« und – last but not least – die »Große Konzertnacht«, in der wieder einmal die Altmeister Michael Nyman und Philip Glass bemüht werden.



1st Microperformance »Letterbox«

Über fünf Tage im September kann das Volk sich also mit den Spielen vergnügen und von den Spielen berauschen lassen. Es gibt allerdings einen nicht unbedeutenden Unterschied zu den römischen Gladiatorenkämpfen: Die Zuschauer_innen können sich »aktiv beteiligen«, sind also nicht zum passiven Zuschauen verurteilt. Sie müssen sich aber nicht in die Arena begeben und dort gegen wilde Tiere oder Gladiatoren kämpfen, sondern können es sich gemütlich mit Mobile Devices auf Stühlen bequem machen und brauchen bloß ein paar Tasten zu drücken. Interaktivität und Partizipation werden wie jedes Jahr großgeschrieben. Publikumsbeteiligung ist seit je her das Zauberwort der Ars, und alles, was sich irgendwie steuern lässt, wird vom Publikum anscheinend auch begeistert angenommen. Angesichts der Fülle an Angeboten zur Publikumsbeteiligung bei den Projekten, die auf der Ars Electronica jedes Jahr vorgestellt werden, lassen sich andererseits zum Glück immer wieder vereinzelt auch Arbeiten finden, die nicht nur aus technologischer, sondern auch aus künstlerischer Perspektive spannend sind.

Es ist zum Beispiel ein Projekt, das der Beobachterin sofort positiv ins Auge sticht: die künstlerische Forschungsarbeit »(St)Age of Participation«[7], die die Thematik der Publikumsbeteiligung bereits im Titel reflektiert. Das Projekt, das im Rahmen des künstlerischen Forschungsprogramms PEEK[8] des FWF[9] vom Ars Electronica Future Lab in Zusammenarbeit mit dem Künstler, Choreografen und Komponisten Klaus Obermaier über einen Zeitraum von drei Jahren durchgeführt wird, fragt nach den Möglichkeiten, wie Publikumsbeteiligung an Bühnenprojekten unter innovativen *ästhetischen* Aspekten durchzuführen sein kann. Was »(St)Age of Participation« von anderen, an der Publikumsbeteiligung orientierten Projekte wohltuend unterscheidet, ist die Fokussierung auf die ästhetische Auswirkung der interaktiven Steuerung eines Bühnengeschehens durch das Publikum. Es geht also nicht nur um die Beteiligung des Publikums als spielerisches Element, sondern vor allem um den Versuch, die Rückkoppelung der Spielbeteiligung des Publikums zum Beispiel in Form von Texteingaben als stringenten ästhetischen Bestandteil der Bühnenperformance sicht- und wahrnehmbar zu machen.

Das Projekt bzw. seine erste Versuchsanordnung »Letterbox« verortet sich darüber hinaus auch im kunsthistorischen Kontext der Sprachkunst des Dadaismus - eine frühe Form der Medienkunst, wenn man so möchte, die die Sprache und ihre Medien reflexiv eingesetzt hat. Die Live-Stimme und ihre technischen Aufzeichnungsmedien sowie die Druckschrift waren die hervorstechenden Sprachmedien der Dadaist_innen. In der Microperformance »Letterbox« von 2012 haben Obermaier und die Future Lab Crew diese Tradition mit der digitalen Aufzeichnung bzw. Produktion der Stimme fortgeführt, und vor allem mit der Digitalschrift, deren hervorstechende mediale Eigenschaften die Beweglichkeit und die Hypertextlichkeit darstellen.[10] Man darf daher auf die Weiterführung und die nächste der drei geplanten Microperformances, »Mischraum« am 6. und 7. September im Studio des Future Lab, gespannt sein.

Erfreulich sind auch die Studien der Nachwuchskünstler_innen der Abteilung Interface Cultures der Kunstuni Linz. Die Studierenden werden anlässlich des zehnten Gründungstages der Studienrichtung im »Raumschiff« Projekte präsentieren, die die Sinnlichkeit und Ästhetik der Gestaltung von Interfaces in den Vordergrund stellen. Embodiment und Medienreflexivität als Gestaltungseigenschaften erproben beispielsweise die beiden Arbeiten »Trataka« von Alessio Chierico und »Hacking Meditation« von Mihaela Kavdanska. Den Geruchssinn als spezielles Wahrnehmungsorgan thematisiert Ulrich Lantzberg mit »60 Flavors« und der Tastsinn als Interface wird bei Jure Fingusts »My Haptic Day« erforscht.

---

[1] Vgl. Matthew Kirschenbaums Online-Text vom 25. Juli 2014 »Software, It is a Thing«, *https://medium.com/@mkirschenbaum/software-its-a-thing-a550448d0ed3* (accessed 04aug14)

[2] Vgl. Matthew Kirschenbaums Online-Text vom 25. Juli 2014 »Software, It is a Thing«, *https://medium.com/@mkirschenbaum/software-its-a-thing-a550448d0ed3* (accessed 04aug14)

[3] Es gab zwar 2003 das Motto »Code - The Language of our Time« mit einigen interessanten Katalogtexten, die reflexive Umsetzung in Form von künstlerischen Projekten, die sich formal und medial mit der Thematik auseinandersetzen, entsprach aber nicht diesen Ansprüchen.

[4] Erst aktuell wird diese unheilige Allianz von Beruhigungstaktiken an der Diskussion um die Eisenbahnbrücke ausprobiert. Laut Bürgermeister Luger hat es da nämlich keine Widerrede zu geben. (Eintrag auf der FB-Seite »Rettet die Eisenbahnbrücke« vom 7. August 2014)]

[5] *http://www.aec.at/c/* (Accessed 07aug14)

[6] *http://www.aec.at/c/programm/festival-to-explore/* (Accessed 07aug14)

[7] ebda.

[8] *http://stageofparticipation.org/*

[9] Programm zur Entwicklung und Erschließung der Künste

[10] Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Katharina Gsöllpointner ist Kunst-, Kommunikations- und Medienwissenschafterin in Wien. Von 1991 bis 1995 hat sie zusammen mit Peter Weibel das Ars Electronica Festival geleitet. Derzeit führt sie das vom FWF geförderte Forschungsprojekt „Digital Synesthesia“ über Wahrnehmungsveränderungen durch digitale Medienkunst an der Abteilung für Digitale Kunst der Angewandten in Wien durch.

Treffpunkt Afrika 3 – AFROPEA NOW!



Symposium - Film - Exhibition - Music - Workshops

Internationales Festival vom 25. – 27. September 2014 in der Stadtwerkstatt

Bereits zum dritten Mal veranstaltet die Stadtwerkstatt das dreitägige internationale Festival »Treffpunkt Afrika«, mit dem heurigen Titel »Afropea Now!«. Nachdem 2010 Schwerpunkte der Umwelt- und Kommunikationstechnologie sowie der Informationsaufbereitung und -weitergabe behandelt wurden, standen 2012 mit dem Titel »Survival of the Hippest? – Urban Art and Culture in Africa« Thematiken der urbanen Kunst- und Kulturtechniken im Vordergrund.

Interview mit Sandra Krampelhuber, Kuratorin des Festivals Treffpunkt Afrika 3 »Afropea Now!«

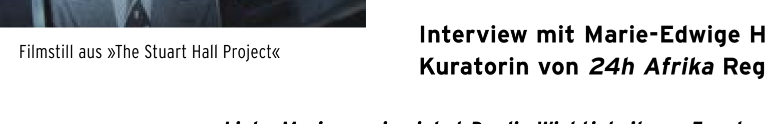
Liebe Sandra, Du gestaltest mittlerweile schon zum dritten Mal das Festival, was ist das Gemeinsame?

Der Aufbau des Festivals ist mehr oder weniger gleich, es gibt immer ein Symposium mit internationalen Gästen, ein Filmprogramm und auch eine Nightline mit Konzerten. Wichtig ist uns immer ein positives, vor allem ein neues Bild über den Kontinent und die afrikanische Diaspora zu vermitteln. Wir möchten mehr Bezug auf die spannenden und kreativen Outputs legen und uns nicht auf die allgegenwärtigen negativen Projektionen konzentrieren. Natürlich ist es auch wichtig Probleme anzusprechen und nach Lösungen zu suchen. Auf dem afrikanischen Kontinent gibt es aber nicht nur Tragisches, es gibt sehr viele gute Sachen und Dinge, von denen »wir« lernen können.


Filmstill aus »Tey«

Heuer läuft das Festival unter dem Motto »Afropea Now!«. Weshalb wurde dieser Titel gewählt?

Dieses Jahr wurde der Titel »Afropea Now!« gewählt, da sich der Fokus auf die afrikanische Diaspora in Europa richtet und die afrikanisch-europäischen Wechselwirkungen im Bereich der Kunst und Kultur sowie »die Identität« beleuchtet werden. Es geht um einen neuen, noch utopischen Kontinent, denn nicht die Nationalität, sondern die gemeinsamen Interessensgebiete (z.B. Kunst und Kultur) können neue Kontinente über die nationalen Grenzen hinweg bilden. Es ist ein ideeller Kontinent, ein Wunsch von mir wäre ein realer.


Foto: Smoking Dogs Films

Filmstill aus »The Stuart Hall Project«

Über welche Highlights dürfen wir uns heuer beim Festival Treffpunkt Afrika freuen?

Die Bloggerin Minna Salami wird uns einen Einblick in »Protrayals of African Women in Europe Historically and Today« gewähren. Das Spannende ist, dass sie nicht nur auf schwarze Frauen in der Gegenwart Bezug nimmt, sondern auch auf das Bild der schwarzen Frau in der Vergangenheit eingehen wird. Beispielsweise galt die schwarze Frau als Schönheitsideal in einem frühen Europa.
Der Filmschwerpunkt wird traditionell fortgeführt. So wird Nadia Denton über *Nollywood*, die Nigerianische Filmindustrie, sprechen und auf die Bedeutung für die afrikanische Diaspora eingehen. Viele in Europa wissen gar nicht, dass dieser Filmmarkt zu den größten der Welt gehört. Wir freuen uns auch, einen ghanaischen Künstler dabei zu haben. Serge Attukwei Clottey wird aus der Sicht eines Künstlers über »Europe in the Eyes of Africa« referieren. Sehr interessant wird auch der Input »The Black Victim Complex and The White Savoir Complex« von Abdallah Salisu aus Wien werden. Es ist etwas, was uns alle betrifft, wo wir mit unseren versteckten Rassismen, auch wenn wir es nicht wahrnehmen, vorbelastet sind. Es wird auch spannende Filmscreenings geben. Zur Eröffnung wird der Dokumentarfilm »The Stuart Hall Project« von John Akomfrah gezeigt – ein Portrait über den jamaikanisch-britischen Kulturtheoretiker. Heuer werden wir erstmalig eine Afro-Futurism Kurzfilmreihe zeigen, dafür wurden fünf Sci-Fi Filme zusammengestellt. Mit Saul Williams in der Hauptrolle, wird auch der neue Spielfilm von Alain Gomis, »Tey«, der in Dakar spielt, ertmals in Österreich gezeigt werden.

Heuer gibt es eine Kooperation. Wie ist diese zu Stande gekommen?

Die Autorin des Artikels und ich haben uns ausgetauscht und festgestellt, dass eine Woche zuvor 24 Stunden Afrika stattfindet. Damit es zu keinen ungewollten Überschneidungen kommt, haben wir uns gedacht, gezielt zusammen zu arbeiten – von der gegenseitigen Bewerbung über Inhalte, die wir ineinander fließen lassen wie etwa Workshops und einen Teil der Ausstellung »Be yourself – stay Black and Beautiful«, der im Foyer der STWST zu sehen sein wird. Ich bin auch sehr froh eine Expertin mit im Team zu haben. ■

»24 Stunden Afrika«

Diese, von der Afrikanischen Vernetzungsplattform (AVP) initiierte Veranstaltungsreihe findet heuer zum zweiten Mal statt. In Wien, Linz, Salzburg, Graz und Innsbruck werden am 19./20. September verschiedenste Veranstaltungen von den unterschiedlichsten African Communities durchgeführt.
Das Programm in Linz **»Be Yourself!«** setzt sich ebenfalls mit der Afrikanischen Diaspora auseinander. Es beinhaltet Diskussionsrunden und Workshops rund um die Ausstellung »Be yourself – stay Black and Beautiful« (19. bis 27. September), welches inhaltlich in das Festival einfließt und einen gemeinsamen Rahmen schafft.



Interview mit Marie-Edwige Hartig, Kuratorin von *24h Afrika* Region OÖ

Liebe Marie, worin siehst Du die Wichtigkeit von Events und Festivals dieser Richtung?

Ich finde es irrsinnig wichtig solche Schwerpunkte zu setzen, um ein ganzheitlicheres Bild darzustellen, weil die öffentliche Berichterstattung meist sehr einseitig ist. Ich erachte es als notwendig, ein anderes Bild, ein anderes Afrika zu zeigen, bzw. die Bilder wie ich Afrika erlebe, wahrnehme und kenne zu präsentieren. In Linz geschieht diesbezüglich noch nicht sehr viel, daher sehe ich *Treffpunkt Afrika* als wichtiges Festival in der Linzer Kunst- und Kulturszene.

Was sind Deine Themenschwerpunkte?

Der Überbau von *24h Afrika* ist die Schönheit Afrikas und das Schwarzsein in einer weißen Mehrheitsgesellschaft. Die Ausstellung »Be yourself – stay Black and Beautiful« bildet den Kern der Veranstaltungsreihe vom 19. - 27. September. Schwarze Menschen, die hier beheimatet sind, werden portraitiert und die schwarze Ästhetik einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Wir wollen mit der Ausstellung den öffentlichen Raum einnehmen, als schwarze Diaspora sichtbar sein, um mehr Selbstbewusstsein zu vermitteln. Gleichzeitig sollen die sozio-kulturellen Aspekte, aber besonders die gesundheitlichen Gefahren der »Hautaufhellung« (»toning«, »bleaching«) vor breitem Publikum mit Fachexpertinnen thematisiert werden. Dies ist kein Afrika-spezifisches Phänomen, sondern ist rund um den Globus beobachtbar. Mir ist es wichtig dies aufzuzeigen und ein Bewusstsein dafür zu schaffen. Wir wollen mit der Veranstaltung »Taste the African Hairstyle« den Besucherinnen mit Tipps und Tricks zur Pflege und zum Styling von krausem oder stark gelocktem Haar zur Seite stehen. Der Schwerpunkt ist der positive Umgang mit dem Schwarzsein!

Kann es sein, dass in Subkulturen, wo verstärkt »Styles« und »Hipness« im Vordergrund stehen, »bleaching« kein Thema ist?

Es kann sein, dass in Subkulturen ein stärkeres Bewusstsein über das »Schwarzsein« vorhanden ist und dass andere Werte gelebt werden. Personen in Subkulturen verfügen mit höherer Wahrscheinlichkeit auch über mehr Selbstbewusstsein und geringere Anpassungstendenzen.

Ist es auch eine Kritik am Kolonialismus? Da Du vorhin erwähnt hast, dass am afrikanischen Kontinent das »bleaching« weit verbreitet ist, obwohl die Mehrheitsgesellschaft schwarz ist. Im Kolonialismus war das Schönheitsideal, weiß zu sein und das sitzt noch immer tief.

Ja, sehe ich auch so! In Subkulturen zählen andere Werte wie Kreativität und Einzigartigkeit viel mehr, und weniger das Bestreben gesellschaftlich wie auch beruflich aufzusteigen. In anderen Bereichen hat die Thematik der sozialen Durchlässigkeit einen viel stärker Einfluss (je heller eine Person ist, desto eher kann diese aufsteigen) als in Subkulturen.

Gibt es Veränderungen hinsichtlich gesellschaftlicher Strukturen, wird es schlimmer, bleibt es gleich?

Der Trend hält noch ungebrochen an. Wir können aber von heute auf morgen keine Veränderungen herbeiführen, aber ein Bewusstsein dafür schaffen, bei Schwarzen wie auch Weißen. Ein Bewusstsein über die weiße Vorherrschaft und wie sie sich manifestiert. Wir können den Menschen Mut zusprechen, sie in ihren Lebenssituationen so zu unterstützen, dass die »Notwendigkeit« des »bleaching« aus gesellschaftlicher Sicht nicht mehr gegeben ist.

Programmvorschau TA3 – AFROPEA NOW! 25. bis 27. September 2014

Donnerstag, 25. September 2014

19:30 Eröffnung im STWST Saal
21:00 Film im STWST Saal: THE STUART HALL PROJECT
(Regie: John Akomfrah, 2013, UK, 98min)
22:00 Café Strom: DJ Hooray (AT), Special Afrobeat Diggin

Freitag, 26. September 2014

SYMPOSIUM auf der MS Schönbrunn
Moderiert von Margit Niederhuber (AT)
15:00 Simon Inou (AT): »Giving birth to ‚fresh' - the first Black Austrian Lifestyle Magazine«
16:00 Johny Pitts (UK): »On Afropean Culture«
17:15 Nadia Denton (UK): »Why the Best of the Nigerian Film Industry is Yet to Come«
18:15 Teddy Goitom (Schweden): »Afripedia- Welcome to creativity!«

FILM auf der MS Schönbrunn
20:00 JUJU FACTORY
(R: Balufu Bakupa-Kanyinda, 2007, 97min, DRC/Belgien)
Publikumsgespräch mit dem Regisseur Balufu Bakupa-Kanyinda (DRC)



NIGHTLINE
23:00 Konzert im STWST Saal:
GATO PRETO (DE/Ghana/Mozambique)
Kuduro, Moombahton, Breakbeat & Bailefunk
22:00 Café Strom: **DJ Richie Herbst & Gigi Gratt**.
Special Guest: Didi Kern (AT), Jazz & Afrobeat

Samstag, 27. September 2014

WORKSHOP am Deck vor der Stadtwerkstatt
14:00 – 18:00 DANCE!
Azonto - Coupé Decalé - African House - Mapuoka - Makossa

SYMPOSIUM auf der MS Schönbrunn
Moderiert von Margit Niederhuber (AT)
14:00 Abdallah Salisou (AT): »The Black Victim Complex And The White Savior Complex«
15:00 Belinda Kazeem (AT): »Naming what was once unnameable«
16:15 Minna Salami (UK): »Portrayals of African Women in Europe Historically and Today«
17:15 Serge Attukwei Clottey (GHANA): »Europe in the Eyes of Africa«

FILME auf der MS Schönbrunn
18:30 AFROFUTURISTIC SHORTS:
Oya (R: Nosa Igbinedion, 2014, UK, 12min)
Robots of Brixton (R: Kibwe Tavares, 2011, UK, 5min)
Jonah (R: Kibwe Tavares, UK, 17min)
Drexciya (R: Simon Rittmeier, 2012, DE/ Burkina Faso, 28min)
Pumzi (R: Wanuri Kahiu, 2009, Kenya, 21min)
20:30 TEY / AUJOURD'HUI (R: Alain Gomis, 2011, FR/Senegal, 86min)
Hauptdarsteller: Saul Williams

Fouma System

NIGHTLINE
23:00 Konzert im STWST Saal:
FOUMA SYSTEM (Dänemark/Senegal)
Hip Hop & Electronic Music
22:00 Café Strom: Selector Bert & Papa Tilman (Soundsgood Intl. /AT, DE)
Reggae, Calypso, Soca, Cumbia

25. – 27. September 2014

AUSSTELLUNG im STWST Foyer
Fotoausstellung:
»Be Yourself – Stay Black and Beautiful«
Ein Projekt von Jaapo

ToR – Tales of Resilience
Ein Projekt von Time's Up.
ToR Blog: ***http://talesofresilience.wordpress.com/***

Catering: TAMU SANA / Monique Muhamiyana (AT/Ruanda)
Änderungen vorbehalten.
Ein Großteil der Veranstaltungen findet bei freiem Eintritt statt!
Festival-Homepage: *http://ta.stwst.at/*

»Be Yourself« – Termine im Rahmen von *24h Afrika* 19. bis 27. September 2014

Freitag, 19. September 2014
Raumschiff **18:00 DORF-TV-Diskussion:**
Programmvorstellung »Afropea Now!«
Ausstellungseröffnung:
»Be yourself - Stay Black and Beautiful«
Smaragd **22:00 Nightline – Outta awda Sound**

Samstag, 20. September 2014
Raumschiff **16:00 Workshop:**
a) Dance!
b) Do African Paintings!
Smaragd **22:00 Nightline – Pupa Dog & DJ Buju**

Montag, 22. September 2014
Raumschiff **17:30 Studienpräsentation** zur Lebenssituation der »black minorities« (UTC Graz)

Mittwoch, 24. September 2014
Raumschiff **15:00 Taste the African Hairstyle**
18:00 DORF-TV-Diskussion:
»Be yourself - Stay Black and Beautiful«
21:00 Nightline - Selektor Bert

Freitag 26.September 2014
Raumschiff **15:00 Bazar der Sprachen**

Samstag 27. September 2014
Stadtwerkstatt **14:00 Workshop** bei Treffpunkt Afrika 3 - »Afropea Now!«: Dance!

Detailliertes Programm: *ta.stwst.at/associated-events*
Raumschiff: Hauptplatz 5, 4020 Linz, *www.raum-schiff.at*

»We challenge the standard«

Interview mit Serge Attukwei Clottey (Accra/Ghana), Visual Artist und Maler, der sich mit lokalen wie globalen gesellschaftspolitischen Verhältnissen künstlerisch auseineinandersetzt und bei »Afropea Now!« zu »Europe in the eyes of Africa« referieren wird.

Where do you personally see the power of art and do you think that art and culture can be used to bring social or even political change?

I feel strongly that power of art demonstrates how innovation can be used visually to solve problems such as political systems, environmental, region and social change, equal access to education. Through recycling workshops, professional art training, fashion shows and the employment of local residents or art therapy workshops, art supports the development of creative responses by community members to their everyday concerns. Through inspiration, innovation and a sustained vision, the world can nurture their creative capacity for change. It also provides networking opportunities to community members to continue producing interactive art events and programs throughout their lives.

One thing that has been positive to Ghana from globalization is the combining of unique facets of various cultures around the world. The fact of this global movement has greatly altered the contemporary Ghana art scene, making today's representations of the awesome continent, its nature and residents, to brand new and illuminating situations. Contemporary Ghanaian artists try to make light of this globalization by integrating them within their older traditions or by trying to replicate their real experience or circumstance within their communities.

You are member and founder of performing art group 'GoLokal Movement' in Accra, Ghana. Can you tell us more about it?

I'm a painter and I do sculptures as well. At some point, I just wanted to use my work to interact with the people about how their ideas can change the world through a critically visual approach. So, I decided to do performances to show the process of my work.

I think I first decided to name this group GoLokal because I live in a local community and as an artist I think globally but act locally with such topics as the environment. I invited people to come together and work. As I invited people to become part of what I'm creating, it became a group. We are using the local community to develop a bigger and wider level of creativity.

You not only work in Ghana, at the moment you take part in an Artist-in-Residency program in Austria and you are preparing the multimedia exhibition »Migration Messages«, which will open on the 22nd of september in Vienna. What can we expect?

I live and work in Ghana but also travel around the world for residencies and art programs. I am currently in Austria for three months, now I am preparing for the multimedia exhibition »Migration Messages«, the traces of African's migrants and its diaspora. In a collective work process with the African community we create a public platform for the perspectives and demands of black people. »Crossing to Europe« is a sculptural wood installation showing at the exhibition. It embarks on the journey to various geographical locations, however following all the traces of African's migrants and it's diaspora.

---

22. September 2014: Eröffnung »Migration Messages«: WUK Projektraum, Währinger Straße 59, 1090 Wien, *http://www.wienwoche.org/en/313/migration_message*

»Be Yourself – Stay Black and Beautiful«

Das Aufhellen der Haut ist eine alte Praxis, die schon zu Zeiten der antiken Griechen oder auch Ägypter geläufig war - so auch bei den japanischen Geishas jüngerer Geschichte. Frauen wie auch Männer diverser Altersklassen, ethnischer Zugehörigkeit, Einkommens- und Bildungsniveaus erhellen ihren Teint.

»Skin toning«, die sogenannte Aufhellung der Haut ist in vielen afrikanischen, karibischen, nord- und lateinamerikanischen Ländern, sowie in der Asia-Pazifischen Region weit verbreitet. Laut WHO (2011) nutzen 77% der Frauen in Nigeria, 59% in Togo, 35% in Südafrika, 27% in Senegal und 25% in Mali regelmäßig Hautaufhellungspräparate.
Bei regelmäßiger Anwendung dieser Produkte kann die Gesundheit sehr beeinträchtigt werden. Hautaufhellende Präparate können Hautausschläge, Hautverfärbung, vorzeitige Hautalterung oder Narben verursachen. Die Haut wird weniger widerstandsfähig gegenüber bakteriellen und Pilzinfektionen. In schwerwiegenden Fällen können Leber- und Nierenschäden, Hautkrebs, Depressionen, Ängstlichkeit oder auch Psychosen die Folge sein.

Die Frage, weshalb so viele Menschen weltweit, den Melanin-Gehalt ihrer Haut reduzieren wollen, birgt viele unterschiedliche Antworten. In der Literatur werden unterschiedliche Thesen als Ursache für das Aufhellen der Haut beschrieben. Einerseits kann helle Haut als schön und trendy empfunden werden. Andererseits erhellen viele Personen ihre Haut, da sie der Auffassung sind, die soziale Durchlässigkeit damit erleichtern zu können, oder sich eine bessere Chance auf dem Heiratsmarkt erhoffen.

Es gibt aber auch Gegenbewegungen - mittlerweile hat sich in der senegalesischen Mode-Industrie eine Veränderung bemerkbar gemacht. Bei der »Dakar Fashion Week« 2013 hat Adama Ndiaye, Gründerin dieser Modewoche, erstmalig Models mit gebleichter Haut von der Teilnahme ausgeschlossen. Durch die Verbannung möchte sie das Selbstbewusstsein der schwarzen Frauen stärken und auf die gesundheitlichen Risiken hinweisen.

Wir wollen mit der Fotoausstellung »Be Yourself - Stay Black and Beautiful« ein komplementäres Schönheitsbild schaffen, möchten uns von dieser weißen Vorherrschaft befreien und alle Schönheitstypen gleichwertig in den Medien und öffentlichen Räumen bewerben. Wir wollen mehr Lupita Nyong'o, Alex Wek oder Ozwald Boateng in unseren Köpfen repräsentieren und weniger Nicki Minaj, Beyonce, Denica oder Vybz Kartel als Role Models. *Marie-Edwige Hartig*

»Be Yourself« - eine Kooperationsveranstaltung des Frauenvereins Jaapo - wird mit finanzieller Unterstützung der Afrikanischen Vernetzungsplattform (AVP), Integrationsstelle des Landes OÖ und Integrationsbüro Linz durchgeführt.

The Soft, the Hard and the Wet

Die in Taiwan geborene und zurzeit in Paris lebende Künstlerin *Shu Lea Cheang* über das von ihr kuratierte Artists-in-Residence-Programm der Stadtwerkstatt.

The residency
Summer2014 aboard Station Messschiff Eleonore, Linz

The performance
18:00 – 21:00, September 6, 2014 in Linz
Three artists in three locations (in playtime order):
Robertina Sebjanic@MS Wissenschaft
Afroditi Psarra@aec maindeck
Ce Quimera@Stadtwerkstatt club



For the summer2014 residency at Station Messschiff Eleonore, I curated three artists – Afroditi Psarra, Ce Quimera, Robertina Sebjanic, each takes up two week residence on board Eleonore anchored in the harbor of the Danube flowing through the city of Linz. The title »The Soft, the Hard and the Wet« takes the cue from Sergio Leone's »The Good, the Bad and the Ugly«. Leaving the goldmine in the wild wild west, we operate self-guided tours in exploring current electronic media art practices – respectively in soft circuit, open hardware and wet lab.

The Soft - Afroditi Psarra

http://afroditipsarra.com

Afroditi Psarra, an Athens based multidisciplinary artist, works with a wide variety of media and techniques that extend from embroidery, soft circuits, DIY electronics, hacking and creative coding, to interactive installations and sound performance. She is well-versed in new technologies and contemporary artistic practices with a PHD dissertation on cyberpunk and new media arts which studies the relationship between science fiction, performance and digital art.

Her art works take up body as interface, fabricating body suits with embedded electronic circuits, conductible materials and Arduino microcontroller. In her interactive sound performance Idoru() (2013), she creates an enhanced hyper-body immersed in data processing and sonic fusion. Inspired by William Gibson's female virtual entity Idoru (1996), the wearable in Idoru() references uniforms in scifi movies and Princess Leia's high neck line white dress in Star Wars. The accelerometer motion tracking device sewed into the sleeves of the garment renders the suited performer's gestures and movement into sound output through amplifiers and connected sine, noise oscillators. Her collaborative project Oiko-nomic Threads (2013) produced amid the crisis ridden Athens employs an obsolete knitting machine to sort out the Manpower Employment Offices databases and results in a generative textile that borrows patterns from Greek folk art.



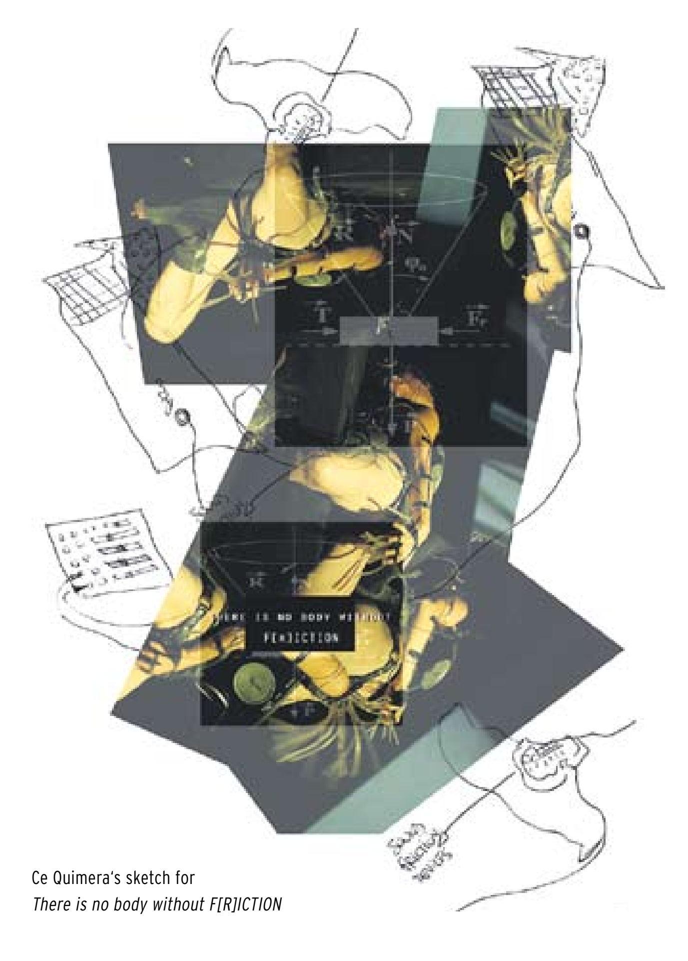
Afroditi Psarra at Eleonore

Her Eleonore residency project Divergence dives into the invisible electromagnetic field with a tailored soft-circuitry garment. Embedded with Adafruit Flora microcontroller, coil antenna, zipper slider, conductive threads, the wearable provides haptic and sonic feedback of the electromagnetic sources that surround us. During her two week residency, she transforms Eleonore's main cabin into a solar powered multi-task work lab, sewing machine and soldering iron included. Divergence as performance locates the performer wearing the garment in the middle of the crowd, inhaling and exhaling the immediate surrounding environment and all the nuisance generated by human/machine presence.

The Hard - Ce Quimera

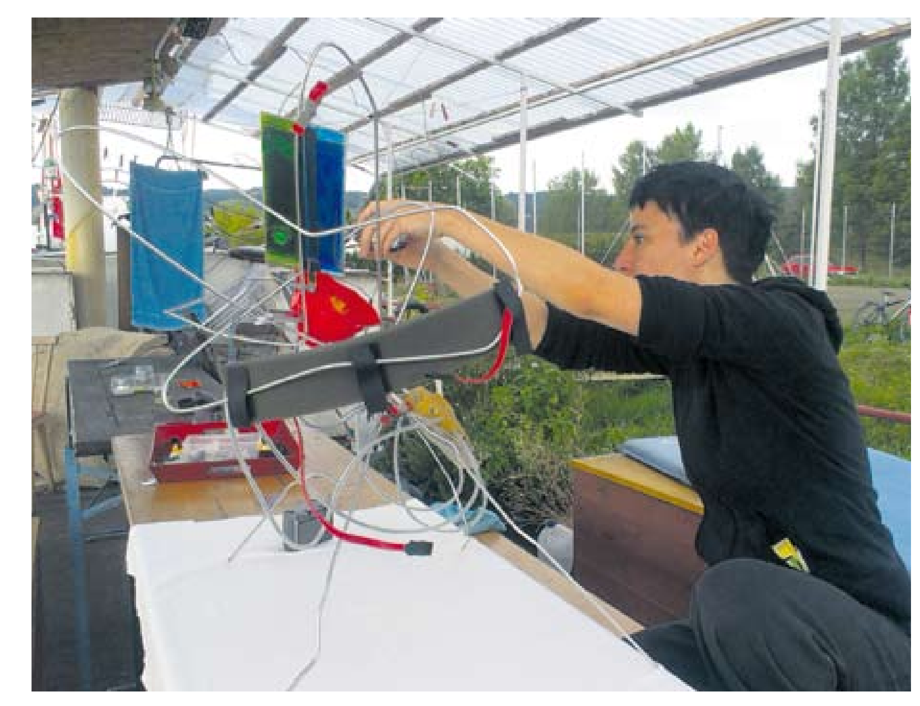
http://quimerarosa.net/

Ce Quimera is co-founding partner of Quimera Rosa [Pink Chimera] who situate themselves in Barcelona's hacking/sexing activist communities. Taking Donna Haraway's notion of cyborg as theorized and fabricated hybrids of machine and organism, Quimera Rosa further push bodies as a platform where prostheses trigger synesthesia and body private exposed to invite public intervention. Partly based in Hangar medialab in Barcelona, Quimera Rosa are nurtured by a generation of open minded open source geeks who pass on circuits and patches for appropriation and re-application. Quimera Rosa take off with the tool boxes and open schemes to reposition their bodies as post-gendered sonic instruments engaging in transfeminist and post-identity discourses. Combining their performance presentation with workshops on body noise, Quimera Rosa is on the road making much noise.



Ce Quimera's sketch for
There is no body without F[R]ICTION

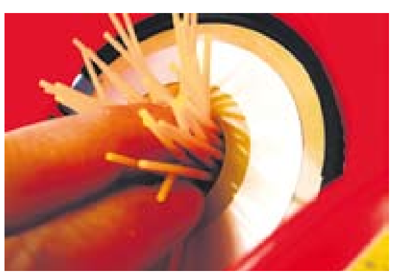
Trained as a dancer, Ce Quimera proposes to develop a performance work, *There is no body without F[R]ICTION*, during the residency. F[R]ICTION is a DIY synthesizer device that generates sound by body friction. Departing from wired body with prosthetic attachments, Quimera considers prosthetic reversal where the body prosthesis branch out to make contact with its immediate environment. Body sensors via contact through touch, light, bending or vibration are re-evaluated for their maximum impact.



Ce Quimera at Eleonore

The resulted performance attempts to create a new subjective fiction of body, building on Quimera Rosa's earlier works (i.e. SXK/sexoskeleton, La Violinista) around subjectivity and sexuality, where the body mutates by the incorporation of prosthesis. Using recycled materials to create a spatial notion based architecture, comprised of various organic and machinistic technologies, *There is no body without F[R]ICTION* explores forms of body modification in which the expanding space meets the body in friction. Admit the electronic debris, the flesh merged with the plastic, the wire, the circuit boards, the flesh takes up the space and becomes space. The generative liquid sound flowing through the space composes chaotic imagery as bona fide noise disrupting any narrative linearity that the viewers may wish to construct. Given an open space to move around, we expect the audience in the performance to be drawn into the F[R]ICTION, sharp edged and non reconcilable.





F[R]ICTION, a DIY synthesizer device

The Wet - Robertina Sebjanic

http://wiki.ljudmila.org/Uporabnik:Robertina

As one of the founding members of Ljudmila Art and Science Laboratory (established in 2010), Robertina Sebjanic is deeply involved with what Ljudmila sets out to do – »to connect research practices, technologies, science, art and civil society… to engage in the development and popularisation of open culture, free licenses and software, and in new ways of distribution.« The context for her ideas and concepts is often realized in collaboration with other authors through interdisciplinary and informal integration.
With a particular focus on bioart and homegrown biotechnologies, Sebjanic has accumulated a body of collaborative works - echo 10-9 (2013) sets up a playground for nanobots swimming in micro/macro fluids, triggering in sonification the autopoetic chemical reactions on multiple levels. As an art and research project, HUMALGA: Towards the Human Spore: Reminiscing Algaeis (since 2012) tackles the genetic hybrid of the human and the alga, two distinct organisms fused as trans-species, connected through complex life cycles.
For the Eleonore residency, Sebjanic takes up Hydra, a biologically immortal freshwater animal, as her lab pal. Hydra, attaching herself to vegetation with the tentacles suspended free in the water, possesses an amazing capacity to regenerate 1/200 part of her body. In the context of research done on prolonging life itself, the artist further questions the quality of an extended life. By studying the pluripotent stem cells and proteins of Hydra, does the artist wish to acquire their properties via »biotech download« in human cells? Is it possible to undo the restrictions set for biological life forms by means of medical interventions or engineering innovation?

Robertina's experiment

Robertina's DIY wetlab

Setting up a hackteria style (*http://hackteria.org*) wet lab on board Eleonore, Sebjanic puts Hydra under the observation of a DIY microscope. The focus of her study includes the regenerative process of Hydra, Hydra's reaction to colors, tracking the *movements of hydra with light sensors and electrodes*, experimenting with *sonification of hydra* and the development of a *biosynth*.



Robertina Sebjanic performing echo 10-9

Working towards an ambiental poetic immersive performance, Hydra Reminiscence, featuring Hydra as the performer, Sebjanic zooms in on Hydra cells, amplifies the pulse in generative process, brings back the archive of the time reminiscence collected during the 14 days' residency. The A/V environment conjures up a fictional scenario where species trade cells, agencies trade secrets and the eternal life cries for an exit.

The three artists brought together by the summer2014 Eleonore residency represent a fraction of current studies in body performance art where technologies serve as tools of intervention and circuit diagrams rewire the bodies. These artists are not alone aboard Eleonore. They are deep rooted in their associated labs where coding, soldering, wiring are communal activities. They are supported by a network of open source open culture practioners. They in turn contribute their own appropriation back to the sources. They are part of the rising femtech network where hacking takes on genders and genres for a system restart that's long overdue.

»The Soft, The Hard and The Wet« summer2014 residency is part of A.I.R - KünstlerInnen, AkteurInnen neuer Medien, a major cultural initiative launched by Stadtwerkstatt in 2010.

The 3 part performance »The Soft, The Hard and The Wet« is part of NIGHTLINE. Programs organized by Stadtwerkstatt.

http://stwst.at/
http://donautics.stwst.at/content/soft-hard-and-wet-residence

---

Shu Lea Cheang is an artist, conceptualist, filmmaker and networker, currently located in post-netcrash BioNet. http://mauvaiscontact.info

Die Lust an transversalen Texten

Von der neuen Zeitschrift diekamion ist die Nullnummer mit dem Titel »Der Aufstand der Verlegten« erschienen. Das Redaktionskollektiv Kamion im Interview mit *Tanja Brandmayr*.

Ich beginne mit dem Nachwort im Heft, der »Ausfahrt«. Dort formulieren Sie, es brauche »auch im 21. Jahrhundert zweifellos viele und immer wieder neue Zeitungen«. Der Untertitel scheint dabei zugleich Programm und Shift eines zeitgemäßen Zeitungsmachens zu beschreiben – nämlich eine Entwicklung hin »zum Publizieren in der zerstreuten Mehrzahl«: Das ganze Heft scheint von der Argumentation einer Notwendigkeit von sich neu zu assoziierenden Singularitäten durchzogen, oder von einer Argumentation einer »Mondialisierung«, eines Weltweit-werdens vs. der vereinheitlichenden Globalisierung. Beschreibt das ihr Begehren, was Zeitungsmachen anbelangt?

Es muss ja nicht immer gleich die Welt sein. Was uns umtreibt, sind verschiedene Strategien der Situierung in lokalen, aktivistischen und mikropolitischen Praxen, aber auch deren translokale Verknüpfung. Deswegen versuchen wir, mit Redaktionen in verschiedenen deutschsprachigen Städten zu experimentieren, ein Experiment, dessen Ausgang keineswegs ausgemacht ist. Wir glauben, dass es gut wäre, über die Arbeit von Korrespondent_innen hinaus diskursive Maschinen an den einzelnen Orten zu entwickeln, Maschinen, die damit nicht einfach nur Texte produzieren, sondern sich auch als Sozialitäten in die Gegebenheiten einmischen. Die Translokalität ergibt sich dann teilweise durch die Zusammenstellung der Texte, etwa konkret im interessanten Zusammentreffen der Texte der Zürcher »Mittelbande« und des Wiener Philosophen Tom Waibel, die aktuellste Ausformungen der neoliberalen Transformation von sehr verschiedenen Kunst/Bildungsinstitutionen beschreiben.
Das »Publizieren in der zerstreuten Mehrzahl« verweist dabei auf eine nicht-hierarchische Produktionsweise, die ohne Chef_innen auskommt und auch die Funktionsteilung auf ein möglichst geringes Maß beschränkt bzw. in Form von Rotation verwaltet. Andererseits ist aber auch die Zerstreuung eine Bedingung heutiger Produktion. Nicht einfach nur als Aspekt einer translokalen Redaktion, sondern auch im alltäglichen Umgang zwischen Leuten, die eigentlich am selben Ort wohnen. »Zerstreut« meint im negativen Sinn die Schwierigkeiten prekären Lebens und Arbeitens, in denen ein neues Zeitschriftenprojekt hinzukommt zu den vielen Komponenten eines Lebens im Setzkasten. Aber die zerstreute Mehrzahl hat auch eine positive Komponente: den notwendigen Versuch kollektiven Arbeitens, der über die Vereinheitlichung des Kollektivs hinausgeht und die Asymmetrien und Dislokationen dieser Mehrzahl nicht verwischt.
Darüber hinaus möchten wir nicht nur einer fixen funktionalen Ausdifferenzierung innerhalb der Redaktion entwischen, sondern auch auf der Ebene der Texte mit einer Ausdifferenzierung, Abkapselung und Atomisierung aktivistischer und diskursiver Zusammenschlüsse brechen, also auch in diesem Sinne in zerstreuter Mehrzahl produzieren: Differenzen bestehen sicher auch zwischen den drei Städten, deshalb die Idee der drei vernetzten Redaktionen – Differenz existiert aber nicht nur zwischen den drei Orten, sondern vor allem auch »innerhalb« dieser Orte sowie weit über diese drei Orte hinaus. Wie können sich also die vielfach-differenziellen, mannigfaltigen Kämpfe, Ideen, Erfahrungen und Strategien affizieren und so ein Gemeinsam andeuten, das immer jener Arbeit der Übersetzung verschuldet bleiben wird, die sich aus der Gleichzeitigkeit von Kopieren, Verweisen und Erfindungen zusammensetzt?

Es sind vielerlei Beiträge über ein System zu lesen, das Ein- und Ausschlüsse produziert. Birgit Sauer etwa kommentiert in ihrem Teil des wissenschaftsspezifischen Artikels »Todeskämpfe der Publikationsindustrie« zum Peer-Review-System, dass alle, die nicht in der Verwertungslogik des wissenschaftlichen Printsektors funktionieren können (oder wollen) zu Nullen gemacht werden, nicht nur symbolisch, sondern tatsächlich: mit wissenschaftlichem Impact Factor Null. Ein anderer Beitrag beschäftigt sich mit »Pfuscharbeit« als Strategie. Es scheint einen virulenten Zusammenhang zwischen den ökonomischen Mechanismen der Vereinheitlichung und der Prekarisierung zu geben, etwas drastischer gesagt: zwischen Glättung und Verarmung – auf vielerlei Ebenen?

Das Zählen, Modularisieren, Rastern prägt mittlerweile nicht mehr nur die Bewertung unserer Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch die der Zukunft. Insofern haben wir es vor allem mit einer Herrschaft der Kerbung zu tun, die jede auch noch so wenig quantifizierbare Praxis dem Regime der Zählung unterwirft. Das nimmt teilweise lächerliche Ausmaße an. Gleichzeitig geht es um die Zuspitzung von Subjektivierungsweisen, die zu immensen Anpassungsleistungen führen, zu einer Gefügigkeit, wie sie kaum je zuvor gekannt war, zum von allen Strata etwa der Wissensproduktion – auch der sicherlich privilegierten Schicht der Professor_innen. Die im Schwerpunkt beschriebenen Auswüchse der Krise der Universitäten, aber auch jener der Publikationsindustrien haben eine Entwicklungsstufe erreicht, angesichts derer man sich schon fragen muss, wer da überhaupt noch weiter- und mitmachen will – und vor allem, wer da nicht an Widerstand und Streik denkt. Doch in heutigen Ausformungen der Prekarisierung und Selbstregierung scheint das kaum die Frage zu sein – stattdessen geht es um individuelle Fluchten, individuelle Selbstoptimierung, individuelle Verwaltung der psychischen und physischen Verunsicherung. Dem entgegen versucht der Schwerpunkt, ja das ganze Heft, Alternativen vorzustellen, zeitgenössische Formen des Widerstands und der Invention.



Die Suche nach dem genau bemessbaren Impact Factor offenbart sich in diesem Kontext als ähnlich stumpfsinnig wie die im angeführten Pfusch-Text zitierte Verordnung, dass Pfusch nur innerhalb von 500 Metern vom Wohnort als Nachbarschaftshilfe gelten könne und außerhalb zu strafen sei – wir wünschen uns also zum Beispiel, daran beteiligt zu sein, dass solche disziplinierenden Mess-Begierden bald an noch mehr Orten Kopfschütteln, dem-Boss-ins-Gesicht-Lachen und erfinderisches, kollektivierendes Anders-Tun evozieren!

Es ist ein starkes Bekenntnis zur nicht geglätteten textlichen Haltung zu verspüren. Ist das, grosso modo, der »Aufstand der Verlegten« – wie der Titel der Nullnummer vermuten lässt? Im Beitrag von eipcp geht es um das »Programm eines Werdens, das nie zum Verlag werden will«. Es bezieht sich etwa auf die beschleunigte Mitte einer transversalen Text-Bewegung – gleich »der beschleunigten Mitte einer Pendelbewegung«, nach Deleuze und Guattari. Für mich klingt das nach angewandter Philosophie und nach neu notwendig gewordenen Haltungsübungen zwischen Politik, Praxis und Kunst.

Es ist weniger eine Frage der Anwendung von Philosophie als eine der Produktion auch von Philosophie im Handgemenge, in den Strömen sozialer Bewegungen, im Alltag mikropolitischer Praxen. Für das eipcp-Projekt transversal.at, das unter anderem im Kamion-Schwerpunkt vorgestellt wird, bedeutet das in der konkreten Praxis der Publikation, verschiedene Mitten zu erzeugen: eine Mitte der Vielsprachigkeit und Übersetzung, eine Mitte der Translokalität (hier auch im Austausch mit englischen und spanischen Publikationsprojekten), eine Mitte der vielheitlichen Produktion, eine Mitte der Publikation in vielen Formaten zwischen Print und Web, eine Mitte der Präsentation in Zusammenarbeit mit Buchläden, und schließlich auch eine Mitte des Copyleft, die sich gegen die immer rigidere Praxis des privilegierten Zugangs zu Wissen wendet.

diekamion ist das redaktionelle Nachfolgeprojekt der Kulturrisse, dem Heft, das überraschend Anfang dieses Jahres von der Herausgeberin, der IG Kultur, in der bisherigen Form eingestellt wurde. Können Sie ein paar Worte zum Relaunch sagen? Ich frage auch deshalb, weil das Format des neuen Heftes äußerlich ähnlich ist ... und meist mit mangelnden Finanzierungsmöglichkeiten argumentiert wird. Wie ist überhaupt die finanzielle Lage von diekamion? Oder: Gab es Überlegungen, das Printformat großflächiger umzubauen?

Relaunch ist ein Begriff, der für den Übergang von Kulturrissen zu kamion nicht so recht passen will: Es ging um eine Weiterführung (im doppelten Wortsinne von weitermachen und weiterentwickeln) dessen, was uns an den Kulturrissen wichtig erschien; als die hier augenscheinlichsten Punkte wurden im Verlauf diesen Jahres vom erweiterten Redaktionskollektiv folgende herausgearbeitet:
Das Bekenntnis zum Printformat, wobei hier einem Reader der Vorzug vor einem Magazin oder einer Zeitung gegeben wurde - nicht zuletzt auch aus Gründen der Haptik und der Archivierbarkeit; die redaktionelle Arbeit im Kollektiv; die Öffnung der Publikation als Plattform für AktivistInnen und Aktivismen; der Mix aus Theorie und Praxis; die Vernetzung durch Textarbeit und Textreflexion; etc.
Die phänotypische Ähnlichkeit der Nullnummer zu den Kulturrissen ist einerseits ein Spiel mit der Kontinuität, andererseits sicherlich aber auch dem Willen geschuldet, unter prekären Bedingungen relativ schnell und in Einschätzbarkeit des Zeitaufwands und der Kosten für Druck, Versand, etc. zu publizieren. Um ein Mehr zum jetzigen form follows function können wir uns ggf. kümmern, wenn die Höhe der Förderungen durch die öffentliche Hand sowie durch Institutionen (in A, D, CH) klarer ist. Eine Finanzierung rein durch Abos und Heftverkäufen ist (trotz des so wichtigen und recht erfolgreichen Zuspruchs) weder möglich noch geplant, es handelt sich um kein marktwirtschaftliches Projekt.

Sie schreiben an einigen Stellen vom veränderten Verhältnis von ProduzentInnen und RezipientInnen – wie kommt die Redaktion, in diesem veränderten Verhältnis, zu ihrer Auswahl an Beiträgen und AutorInnen?

Ideen für Schwerpunkte werden gemeinsam erarbeitet. Viele der RedakteurInnen sind auch AutorInnen und darüber hinaus in mannigfaltigen aktivistischen, politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Zusammenhängen aktiv. Die Welt ist weit entfernt von einem Zustand, in dem es Publikationen wie kamion nicht (mehr) bräuchte; insofern unterstützen wir – um noch einmal auf den zuvor beschriebenen Plattformcharakter zurückzukommen - auch ausdrücklich nicht journalistisch geschulte, subjektive Formate des Schreibens aus dem Bauch der Krise heraus. Dazu kommen Kooperationen (wie in der aktuellen Nummer mit dem eipcp), kommissionierte Texte und Texte, deren Publikation uns wichtig erscheint (etwa der auch von Ihnen erwähnte und erst kürzlich übersetzte Text von Guattari/Negri, der in kamion erstmals im Vorabdruck auf Deutsch erschienen ist).

Vielleicht eine Detailfrage: Sie schreiben in der »Einfahrt«, ihrem Editorial, darüber, dass das Bilderverbot der Kulturrisse durchbrochen wurde. Ich finde im Heft allerdings nur einen kleinen Comic. Wie wünscht sich die Redaktion eine zu Beginn formulierte zukünftige »Ausweitung auch der experimentellen visuelle Zonen«? Oder bezieht sich die Durchbrechung des Bilderverbots auch auf die überaus netten Icons, die bei jedem Text zu finden sind? Ich nehme an, die verschiedenen Transportmittel vom Lastwagen bis zum Traktor, von der Seilbahn bis zum Schiff und zur Wolke stehen für verschiedene Arten eines Wissenstransfers oder für den differenzierten bis diffusen Wege durchs Translokale?

Das langjährige Bilderverbot der Kulturrisse sitzt sicher einigen von uns noch tief im Fleisch ;-) Zukünftige Formen der visuellen Inserts werden sich durch ein gemeinsames Ausprobieren und Herumspielen ergeben; und hoffentlich nicht gleich bleiben! Eins ist soweit klar: Eine fixe Bildstrecke mit immergleicher Anzahl von Bildern wird es nicht geben, dafür visuelle Experimente, die das strenge Layout mit trashigen Inserts, Kommentaren und ganzen Zonen durchqueren.
Und die Icons: Ja, die sind ein kleines visuelles ABC des Kamionischen.

---

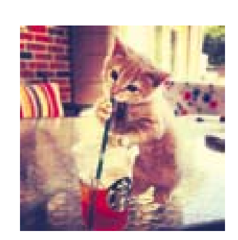
kamion, Nullnummer 2014: *Der Aufstand der Verlegten*
96 Seiten, Das Heft erscheint halbjährlich, *www.diekamion.org*
Präsentation gemeinsam mit transversal texts:
Depot Wien, 24. Oktober, 19 Uhr

Tanja Brandmayr ist Autorin und Kunst-/Kulturschaffende.
brandjung.servus.at

Schlechte Laune 2.0

Neues von Big Data: *Svenna Triebler* über den Entzug von niedlichen Katzenbildchen und böse deutsche Piraten

Die Empörung war groß, als Forscher der New Yorker Cornell-University Anfang Juli eine Studie veröffentlichten, in der sie herausfinden wollten, ob und wie sich die Nutzung sozialer Medien auf die Stimmung der User auswirkt. Zu diesem Zweck hatten sie im Jahr 2012 700.000 Facebook-Nutzern eine Woche lang manipulierte Inhalte präsentiert: Eine Hälfte der – nichtsahnenden – Probanden bekam vorzugsweise Postings mit positiven bzw. negativen Inhalten zu sehen; die andere Hälfte diente als Kontrollgruppe.
Dabei wurden die Nachrichten, die die Nutzer von ihren virtuellen Freunden erhielten, von einer automatischen Software nach Schlagworten gefiltert. Also: keine (oder weniger) niedliche Katzenbilder und Smileys für die eine Testgruppe, weniger Gejammer über das Leben, das Universum und den ganzen Rest für die andere. (Die Kontrollgruppe bekam ebenfalls gefilterte Posts zu sehen, allerdings rein nach Zufall und nicht als positiv oder negativ gewichtet.) Dann testeten die Wissenschaftler, ob sich ihre Versuchskaninchen von der Stimmung in ihrer digitalen Welt anstecken ließen, indem sie ihre Äußerungen nach den gleichen Algorithmen auf Zeichen von Lebensfreude oder -überdruss analysierten.



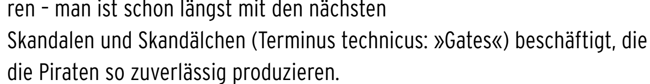
Das Ergebnis: dürftig. Zwar handele es sich bei der großen Probandenzahl um die wahrscheinlich größte Stichprobe in der Geschichte der Psychologie, wie »Guardian«-Autor Chris Chambers leicht süffisant bemerkt, und das von den Forschern veröffentlichte Resultat (gute bzw. schlechte Laune übertrage sich tatsächlich in sozialen Netzwerken) sei real. Andererseits handele es sich um einen der geringsten statistisch nachweisbaren Effekte, die jemals publiziert wurden; er liege in einer Größenordnung, als finde man in der durchschnittlichen Körpergröße der gesamten männlichen US-Bevölkerung eine Abweichung von 1,3 Millimetern.

Der eigentliche Versuch war also nicht allzu erfolgreich darin, schlechte Laune zu verbreiten; die Veröffentlichung der Studie dafür umso mehr: Genauer gesagt, löste sie einen auch ohne Analysesoftware gut wahrnehmbaren Shitstorm aus.
Die überwältigende Mehrheit der Medien, darunter auch solche Aushängeschilder der Seriosität wie die »FAZ«, machte sich nicht die Mühe, mal einen Blick auf die Zahlen zu werfen, und so kam in der Öffentlichkeit die skandalträchtige Botschaft an: »Facebook macht seine User unglücklich!« Was – siehe oben – natürlich Unfug ist.
Schwerer wiegt der Vorwurf, der von weiten Teilen der wissenschaftlichen Gemeinschaft erhoben wird: Es handele sich um einen Verstoß gegen die ethischen Richtlinien der Forschung. Diese sehen schließlich nicht ohne Grund vor, dass Versuche an menschlichen Probanden nur mit deren informierter Zustimmung erfolgen dürfen. (Exkurs: In der Psychologie ist es durchaus erlaubt und in vielen Fällen geboten, Teilnehmer über das *Ziel* eines Experiments zu täuschen, um ihr Verhalten nicht zu beeinflussen. Darüber, dass sie an irgendeiner Art von Versuch teilnehmen, müssen sie aber informiert werden. Allerdings ist anzumerken, dass die typischen Versuchsorganismen der psychologischen Forschung Studierende der eigenen Zunft sind, die sich mit den Versteckte-Kamera-Tricks ihrer Branche auskennen dürften. Ein Meta-Experiment dazu, welchen Einfluss ein solches Insiderwissen auf das Verhalten hat, wurde bisher leider nicht durchgeführt.)

Die Forscher rechtfertigen sich damit, dass die Nutzer in dem Moment ihre Zustimmung abgegeben hätten, als sie beim Erstellen ihres Accounts das Häkchen unter den Allgemeinen Geschäftsbedingungen machten. Im Kleingedruckten stehe schließlich etwas davon, dass die User es Facebook erlaubten, ihre Daten zur Datenanalyse und zu Forschungszwecken zu verwenden.
Ohnehin könnte man argumentieren, dass der undurchsichtige Umgang mit Daten geradezu ein Produktmerkmal von Facebook darstellt und die User somit genau wissen müssten, dass dem Netzwerk so ziemlich alles zuzutrauen ist. Ob das der Definition von »informierter Zustimmung« genügt, lässt sich allerdings durchaus anzweifeln.
Was man außerdem fragen kann, ist, warum sich die Wissenschaftler überhaupt all die Mühe samt großzügigster Auslegung ethischer Standards gemacht haben, nur um ihren Testpersonen das eine oder andere zusätzliche »:-(((« zu entlocken. Wer im Internet nach mieser Laune sucht, braucht dazu schließlich kein aufwendiges Forschungsprogramm, man muss nur einen Blick in die Kommentarspalten der großen Medien oder beliebter Blogs werfen – vorzugsweise, wenn es um Themen wie Asylrecht oder Nahost geht.

Oder einfach irgendetwas Kritisches über die Piratenpartei twittern. Der Umgangston der Netzaktivisten stand schon von Anfang an dem der historischen Seeräuber in nichts nach, und Abmahnungen und Beleidigungsklagen gelten als anerkanntes Mittel der politischen Auseinandersetzung. Mittlerweile befindet sich die Partei zielstrebig auf dem Weg in den Untergang, und den Sturz in die Bedeutungslosigkeit kompensieren ihre Mitglieder mit um so lauterem Gezänk und persönlichen Anfeindungen gegen interne und externe Kritiker.
Ein vorläufiger Höhepunkt war Anfang Juli erreicht, als bekannt wurde, dass ein Angehöriger der für ihre Rechtslastigkeit bekannten Parteigruppierung »Zuse-Crew« einen sogenannten Crawler programmiert – oder programmieren lassen – hat: Dieses Programm unter dem Namen »Tsearch« durchforstet automatisch über 4.000 Twitteraccounts und speichert bestimmte Tweets als Link und Screenshot ab.
Die Auswahlkriterien, wer und was da so alles gespeichert wird, liegen im Dunkeln, aber die Liste der betroffenen Nutzer setzt sich in erster Linie aus linken, feministischen und antifaschistischen Accounts zusammen. Die Timeline zahlreicher User wird komplett dokumentiert, egal, ob es nun um den neuesten Piratenskandal oder aber um Kochrezepte und Fußball geht; andere User werden nur für Äußerungen gewürdigt, die Schlagworte wie #Piraten, #Kartoffel, #Nazi oder #Zusel enthalten.
Simon Lange, Urheber der Datensammlung, sieht sich in der Opferrolle, sein Crawler – den er gerne als simple »Suchmaschine« bezeichnet – diene der »Transparenz« und der »Dokumentation«, da er von bösen Menschen im Internet gemobbt werde. Was schon fast wieder amüsant ist, denn die »Zuse-Crew« und ihr Umfeld fallen immer wieder durch übelste Pöbeleien bis hin zu Mord- und Vergewaltigungsdrohungen gegen politische Gegner auf. Die dokumentiert die »Suchmaschine« freilich nicht.

Die Piraten können froh sein, dass sich die Medien nach ausbleibenden Wahlerfolgen nicht mehr sonderlich für sie interessieren, die Schlagzeile »Überwachung unter Überwachungsgegnern« wäre doch gar zu peinlich gewesen. So aber blieb die Empörung weitgehend auf das Netzbiotop beschränkt. Der Parteivorstand distanzierte sich in einer gewundenen Erklärung: *»Insbesondere verwehren wir uns gegen den Eindruck, die Seite könnte von der Piratenpartei, im Namen der Piratenpartei oder mit Hilfe ihrer Gelder betrieben werden. [..] Es handelt sich dabei um eine private Seite, welche weder von der Piratenpartei noch von der IT-Infrastruktur der Piratenpartei betrieben oder durch diese unterstützt wird.Weiterhin möchte die Piratenpartei nicht mit einer Seite in Verbindung gebracht werden, die den Eindruck der Vorratsdatenspeicherung erweckt.«*
Was ein wenig verwunderlich ist, denn ursprünglich wurde auf der »Tsearch«-Seite noch direkt auf die »Zuse-Crew« verwiesen, und die ist nun einmal eine offizielle Parteigruppierung; der Hinweis wurde allerdings in dem Moment gelöscht, als der Shitstorm losbrach und Lange sich beeilte, das Programm als sein Privatvergnügen darzustellen.
Gegenüber den »Ruhrbaronen« erklärte der beim außerordentlichen Parteitag im Juni neugewählte Vorsitzende Stefan Körner im persönlichen Gespräch dann auch noch, dass man derzeit nicht sicher sein könne, ob Lange überhaupt wirklich Mitglied der Piratenpartei sei. Ah ja. Besser als mit einem solchen Statement könnte man den Zustand der Partei wohl kaum illustrieren.
Inzwischen ist die »Tsearch«-Datenbank nicht mehr für die Allgemeinheit zugänglich, auf der Website ist nun eine Erklärung zu lesen, es habe sich um eine öffentliche Beta-Version (IT-Sprech für »Testbetrieb«) gehandelt. Tatsächlicher Hintergrund dürfte eher sein, dass Lange von der Parteispitze deutlich aufgefordert wurde, sein imageschädigendes Spielzeug offline zu nehmen. Dass die Datensammelei nun stattdessen im Geheimen weitergeht, scheint niemanden im Parteivorstand mehr groß zu interessieren – man ist schon längst mit den nächsten Skandalen und Skandälchen (Terminus technicus: »Gates«) beschäftigt, die die Piraten so zuverlässig produzieren.



Während bei den Piraten aber immerhin ein Ende abzusehen ist, steht das Data-Mining, also die Auswertung großer Datenmengen, gerade erst am Anfang – ob nun hochprofessionell wie von Facebook, Google (und den Geheimdiensten sowieso) betrieben oder nun eben auch in der Amateurliga eines Simon Lange.
Die Algorithmen des Online-Versands Amazon bewirken bisher lediglich, dass die Software nach dem Kauf eines Toasters annimmt, dass wir unbedingt noch einen zweiten erwerben wollen; in Zukunft sollen die Vorhersagen des Programms aber so präzise werden, dass Waren bereits im nächstgelegenen Logistikzentrum bereitliegen, bevor die Kunden sie überhaupt bestellt haben. Und das bayrische Innenministerium will künftig Verbrechen bekämpfen, ehe sie begangen werden: Ab Oktober 2014 testet die Polizei in München und Nürnberg ein halbes Jahr lang eine Prognosesoftware, die vorhersagen soll, wann und wo mit Wohnungseinbrüchen zu rechnen ist.
Da ist es nicht mehr weit bis zu Programmen, die anhand von Parametern wie Alter, Geschlecht, Wohnumfeld, Einkommen etc. auch Analysen erstellen, ob eine bestimmte Person in Zukunft Straftaten begehen wird – im Science-fiction »Minority Report« war dazu noch Hellseherei nötig. Schon jetzt werden Aufzeichnungen von Überwachungskameras danach ausgewertet, ob Passanten »abweichendes Verhalten« zeigen. Bei derartigen Aussichten kann man auch ohne Facebook-Account ernsthaft schlechte Laune bekommen.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Das Geld, die Kunst und der Gibling

Ein Text von *Tanja Brandmayr* über die Community-Währung und das Quasi-Kunstobjekt Gibling, verfasst für das »mcd – Magazine des Cultures Digitales«.

Als Community-Währung der Stadtwerkstatt kann der Gibling zurzeit in etwa 50 Partnerinstitutionen in Wien, Linz und Graz ausgegeben werden, die im kulturellen und urbanen Kontext angesiedelt sind. Der Gibling entwickelt sich neben seiner realen Existenz als Community-Tauschgeld aber zunehmend auch zur Geldkunst.

Der Gibling ist als solches nämlich mehr als eine Community-Währung – er ist Experiment und offenes System in einem. Er bezieht sich historisch auf Regionalwährungen, die in Krisenzeiten den Geldwert an einen spekulationsfreien Waren- und Dienstleistungswert bindet und die lokale Wirtschaft stärken soll. Auf den Info-Seiten zum Gibling heißt es: »Partner profitieren von einer kleinen Community, da meist viele Giblinge in Umlauf sind«. Der Gibling will in dieser Anbindung aber nicht nur regional agieren, sondern eine überregionale Community ansprechen, will als Communitywährung die kunst- und kulturaffinen Szenen in einem weiteren Umfeld stärken. Der Gibling setzt in diesem Kontext auf einen realen Waren- und Dienstleistungsfluss als Basis, er ist aber dennoch, laut Franz Xaver, Giblingerfinder und einer der Betreiber von punkaustria, »soziales Experiment und keine wirtschaftliche Vision«. Der Gibling ist als Communitiy-Währung jedenfalls Angebot auf einen dynamischen Prozess der Beteiligung.

Mit dem Gibling zu bezahlen funktioniert – und macht zurzeit vor allem bei kleineren Beträgen Sinn. Praktisch sieht das so aus: In einem Wertverhältnis von 1:1 zum Euro kann die Community-Währung bei punkaustria gewechselt und in den Partnerinstitutionen in Umlauf gebracht werden, diverse Vergünstigungen mit eingeschlossen. Ebenso kann der Gibling rückgetauscht werden, genau gesagt muss er von Zeit zu Zeit auch rückgetauscht werden, in Euros oder in den jeweils aktuellen Gibling – denn die Scheine werden jedes Jahr neu gestaltet und das alte Geld wird von punkaustria vernichtet. Beziehungsweise: Die Giblinge erleiden beim Rücktausch, der noch über einige Jahre möglich ist, sukzessive prozentualen Wertverlust, der schließlich nach fünf Jahren bei Null angelangt ist. Eine Limitierung besteht also nicht in einer Geldmenge, sondern in deren zeitlicher Wertlimitierung. Über diese Aktualisierung soll erreicht werden, dass Geld in Umlauf bleibt, dass es nicht gehortet wird oder anderwärtig sich akkumuliert, kurzum, dass Geld nicht aus sich heraus geschäftig wird, sondern hauptsächlich Tauscheinheit bleibt. Um das Gibling-Geld im Umlauf zu halten, müssen punkaustria und die NutzerInnen allerdings einigermaßen geschäftig bleiben, bei diversen Wechselaktionen vor Ort oder per Postweg wechseln und rückwechseln – was wohl die Urnarration des Geldes und seine allseitige System-Anbindungen auf recht schöne Weise spiegelt.

Ich selbst bin legere Gibling-Nutzerin. Ich lasse mir neuerdings in Geschäften, die sich mit dem Slogan »We accept Giblinge« auf der Tür ausweisen, gerne in Giblingen herausgeben (was wegen buchhalterischen Aufwands nur teilweise gemacht wird), die ich dann anderswo wieder ausgebe. Abgesehen davon habe ich ein paar Scheine meistens in der Geldbörse, und einige werde ich mir als Sammelobjekte behalten, quasi als Geld-Objekte, die, wie bereits erwähnt, jedes Jahr neu gestaltet werden. Wie ich festgestellt habe, sammeln auch andere Leute, womit wir beim Wert des Giblings als Objekt für sich angelangt wären. Das Gibling-System kann nämlich nicht nur als soziales und/oder Geldumlaufexperiment verstanden werden, sondern man möchte sagen, dass hier die Kunst selbst zur Währung gemacht wird, denn mit der Gestaltung der Scheine werden KünstlerInnen beauftragt. Die erste Auflage des Giblings wurde von der Linzerin Oona Valarie gestaltet, für die zweite, beim genauen Hinsehen wunderschön amorph anmutende Gibling-Gestaltung zeichnet Leo Schatzl. In einem nächsten Schritt wurde für 2014/2015 die Wiener Künstlerin Deborah Sengl verpflichtet – alles in allem steht dieser ästhetische Prozess für eine Entwicklung des Giblings hin zur Kunst. Ich finde diese Behauptung auch in Formulierungen wieder, als ich auf der Homepage zum Gibling stöbere. Dort ist durchaus auch von »Werken« von KünstlerInnen die Rede, oder von »Arbeiten, die einzutauschen sind«. Ich denke, dass es eine charmante und bezeichnende Eigenschaft des Giblings ist, dass er als Kunst nicht nur gegen Euros gekauft und verkauft werden kann, sondern sozusagen in einer alltäglichen Praxis direkt im Waren- oder Dienstleistungskreislauf steht: Währung wird zur Kunst, Kunst wird zur Währung und kann so gesehen jederzeit auch wieder liquid gemacht werden. Dazu kommt, dass die 500er-Gibling-Scheine der letzten beiden Serien auch als Kunstedition angeboten wurden, bzw. werden. Sie sind, wie die kleinen 1-, 2- und 5-Giblingnoten, mit allen optischen Insignien von Geld versehen. Der Gibling wird somit nicht nur zur Kunst, er ist so auch symbolisch-ästhetisches, doppelbödig vertracktes Statement zum Kunstsystem selbst: Ist der Gibling auch subversives Statement zum spekulativen Charakter von Kunst und Geld gleichermaßen? punkaustria weiß jedenfalls nach der letzten Rücktauschmöglichkeit der abgelaufenen Scheine, wie viele Giblinge der jeweiligen Ausgabe noch existieren und kann so im Nachhinein eine Auflagenhöhe definieren. Es scheint so, als ob der Gibling auch Kunstmarkt-Experiment ist, zumindest scheint er einige Mechanismen des Kunstmarkts zu kopieren.

Wir bleiben beim empfindlichen Punkt der Spekulation. Was nämlich auch der Kunstmarkt tut, quasi aus der Luft Werte zu verdoppeln oder zu vervielfachen, macht ebenso gewohnheitsmäßig das kapitalistische System mit Geldmengen: So erschaffen Banken und Börsen mit Krediten und Aktien auch Geldmengen aus der Luft, aus Vertrauen in eine Wertigkeit, die, sagen wir, auf einen mehr oder weniger begründeten Glauben in die vorhandene realwirtschaftliche Leistungsfähigkeit basiert. Interessanterweise hat sich nun punkaustria zu Beginn dieses Jahres ganz entgegen seiner anfänglichen realwirtschaftlichen Basisintention in Bezug zu Kryptowährungen gesetzt und den givecoin lanciert. Kryptowährungen wie der bekannteste bitcoin stellen eine digitale Communitywährung und auch Währungs-Parallelsystem dar, das nur mehr auf Rechenleistung, Teilnahme und Spekulation basiert – sie handeln mit nichts mehr, beziehungsweise, meine ich, mit dem wundesten Punkt im kapitalistischen System, dem realwirtschaftlich friktionsfreien, beinahe schon religiös anmutenden puren Glauben an Geld oder dessen Abstraktion. Unter dem Motto »Yes, let's fuck the money« hat punkaustria nun auch seine Kryptowährung, den givecoin kreiert, der sich zum bitcoin zumindest systemisch in Beziehung setzt: Auch hier geht es um einen experimentellen Ansatz und man will auch hinsichtlich der Kryptowährungen auf ein offenes System der diskursiven Erweiterung setzen. Kryptowährungen sind zwar auch Parallelsystem, stehen aber gerade in ihrem Spekulationsgedanken völlig im Gegensatz zu einer Regionalwährung, die ja in ihrer tatsächlichen Handhabung als Gutscheinsystem nicht einmal Geschäfte tätigen darf oder will, bei denen Geld selbst zu arbeiten beginnt.

Was ist nun der Gibling? Alles in allem ist er für mich ein offener Währungs-Bezugsrahmen, der sich zwar einiger historischen Bezugnahmen bedient, aber recht eigentümlich zwischen Gutscheinsystem, Geld, sozialem Experiment, Kunst und coin-Abstraktion herummäandert. Der Gibling stellt auf mehreren Ebenen ein Angebot, ist Versuchsanordnung und als solche per se kritische Stellungnahme. Er ist im Sinne der klassischen Verschränkung von initiativer und künstlerischer Arbeit Angebot und Protest in einem. Er reiht sich mit seiner initiativen Praxis des Agierens, der Beteiligung und der Herstellung von Denkfluchten wohl auch in eine vielseitig ausgerufene Haltung des »Protests als erste neue Kunstform des 21. Jahrhunderts«[1] ein, jedoch ohne in unkritische Protest-Mechanismen zu verfallen. Man könnte vielleicht anmerken, dass er sich nicht ganz entscheiden kann, was er sein will, jedoch liegt die Stärke meiner Meinung gerade in dieser Indifferenz. Um diese Behauptung zu unterstreichen, entlehne ich einige Begriffe und Grundgedanken von Bruno Latour[2]: Mit Bruno Latour gesprochen sind die Dinge heutzutage vermischte Konstrukte – je mehr die Angelegenheiten an der Oberfläche rational getrennt wurden, desto mehr bilden sie unter der Oberfläche Hybride, Kollektive aus auseinanderdriftenden Fakten und weitgehend ausgeklammerter »matters of concern«. Geld als materiellste und immateriellste Form gleichermaßen eignet sich wohl sehr gut, ein Hybrid aus Ideengeschichte, praktischen Wert, Faktenwert und eigener »Erzählung von Belang« neu zu denken. So gesehen kann der Gibling als eigenes vermischtes Hybrid tatsächlich diese vielen verschiedenen Aspekte ansammeln und gewinnt gerade durch ein disparates, nicht primär zweckorientiertes Ideen- und Faktenkollektiv. Er ist konkret und symbolisch in einem, er versammelt eine eigene Dinglichkeit, geht vom eingangs erwähnten Gesell'schen Regionalwährungssystem aus, aber nicht um in dieser Idee und seinen durchaus kritisierbaren Zusammenhängen zu bleiben, sondern um an eine Ansammlung von zusätzlichen Dingen heranzugehen, an ein zweites System der alternativsozialen Beteiligung, eine Haltung von Autonomie, an ein drittes System der Kunst, das ästhetisch-symbolisch Widerstand ausdrückt, und an ein viertes System der Kryptowährungen, die den Regionalwährungen ungefähr so weit entgegenstehen, wie das Gibling-Gebrauchskleingeld dem 500er-Kunstedition-Schein. In diesem Arrangement wird das Geld zu etwas anderem, vielleicht zu einer eigenen auseinanderdriftenden Erzählung, vielleicht zu einem Quasi-Kunstobjekt, also zu einem Latourschen Kollektiv aus Protest und Kunst[3], vielleicht sogar zu einer neuen Ideengeschichte des Gebens – oder Ausgebens (»Gibling«).

Dem Gibling scheint jedenfalls eine starke Intention zugrunde zu liegen, er definiert aber nicht fertig aus, sondern setzt dagegen, fügt dazu, bleibt offen, ist in Entwicklung. Ein solches Tun treibt in Krisenzeiten um, thematisiert neu, legt Mechanismen frei – und treibt mitunter auch kuriose mediale Blüten: So wurde der Gibling im Zusammenhang mit der Zypern-Krise von der nationalen Fernsehstation ORF in den Abendnachrichten vorgestellt. Als für die Zyprioten im Jahr 2013 plötzlich kein Geld mehr aus dem Bankomaten kam, wurde die punkaustria-Filiale neben der Nationalbank in Wien zur plötzlich aufgesuchten Anlaufstelle für Fragen zu Währungs-Alternativen. Absurd genug. Einstweilen konnte man am Geburtsort des Giblings, dem Cafe Strom der Linzer Stadtwerkstatt, der homebase von punkaustria, mit dem Gibling in seine Getränke investieren. Kann man natürlich immer noch. Dinge und Dringlichkeiten ändern sich mitunter rasch.

www.punkaustria.at
www.stwst.at

---

[1] Zitiert nach Peter Weibel

[2] Bruno Latour, »Wir sind nie modern gewesen – Versuch einer symmetrischen Anthropologie«, suhrkamp, 2008; »Elend der Kritik – Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang«, diaphanes 2007;

[3] Nach den Latourschen Quasi-Objekten.



Do. 04.09.14 :: 22.00 :: electronic
The Future Sound
pres. Jan Jelinek, Simon/off b2b Flo Doze, Abby Lee Tee

Fr. 05.09.14 :: 23:00 :: electronic
Red Bull Music Academy & Future Sound
pres. STW, Mischmeister M, Stikz, Andaka

Sa. 06.09.14 :: 18:00
The Soft, the Hard and the Wet
(A three part joint performance)

Mi. 10.09.14 :: 21:30 :: experimental/drone
Nadja // Zachgeburt

Fr. 12.09.14 :: 22:30 :: reggae/dancehall
12th Anniversary of Fireclath Sound
pres. HERBALIZE IT

Sa. 13.09.14 :: 22:00 :: d'n'b
re/Zive: Klassentreffen
pres. INFAME / YAK / CONFUZED / SAGISHI / DUBRIDER / RASCAL MC

Do. 18.09.14 :: 21:00 :: punk
Astpai // Despite Everything // Cans

Fr. 19.09.14 :: 22:00 :: d'n'b
bass.invadaz

Di. 23.09.14 :: 21:15
Gustav & Band

Do. 25.09.14 :: 19:30
Treffpunkt Afrika Eröffnungsfilm
The Stuart Hall Projekt

Fr. 26.09.14 :: 23:00
Treffpunkt Afrika Nightline
Gato Preto

Sa. 27.09.14 :: 23:00
Treffpunkt Afrika Nightline
Fouma System

So. 28.09.14 :: 21:30 :: rock
Vaadat Charigim (Ex TV Buddahs)
Neonstream

Mi. 01.10.14 :: 21:00 :: electronic
The Future Sound
pres. POMRAD

Do. 02.10.14 :: 19:00
Lesung mit Erwin Riess

Fr. 03.10.14 :: 21:00
habiTAT Soliparty
mit Früchte des Zorns

Sa. 04.10.14 :: 21:00
junQ.at Birthday Qlash

Do. 09.10.14 :: 19:30
Lesung
von Tagebuchtexten von Sexdienstleisterinnen

Fr. 10.10.14 :: 22:00 :: electronic
The Future Sound
pres. DIMLITE // Mehmet Acuma // Abby Lee Tee

Sa. 11.10.14 :: 19:00 :: rock
Against our Burial // Pathways // In Traffic // Befor us all // Soil of Rage

Do. 16.10.14 :: 21:30 :: experimental rock
Pozvakowski // Corrodal

Fr. 17.10.14 :: 21:00 :: indie
Der Mob

Sa. 18.10.14 :: 22:00 :: d'n'b
Zanglersound

Mi. 22.10.14 :: 21:30 :: rock
Shit & Shine

Do. 23.10.14 :: 21:30 :: Liedermacher
Manuel Normal

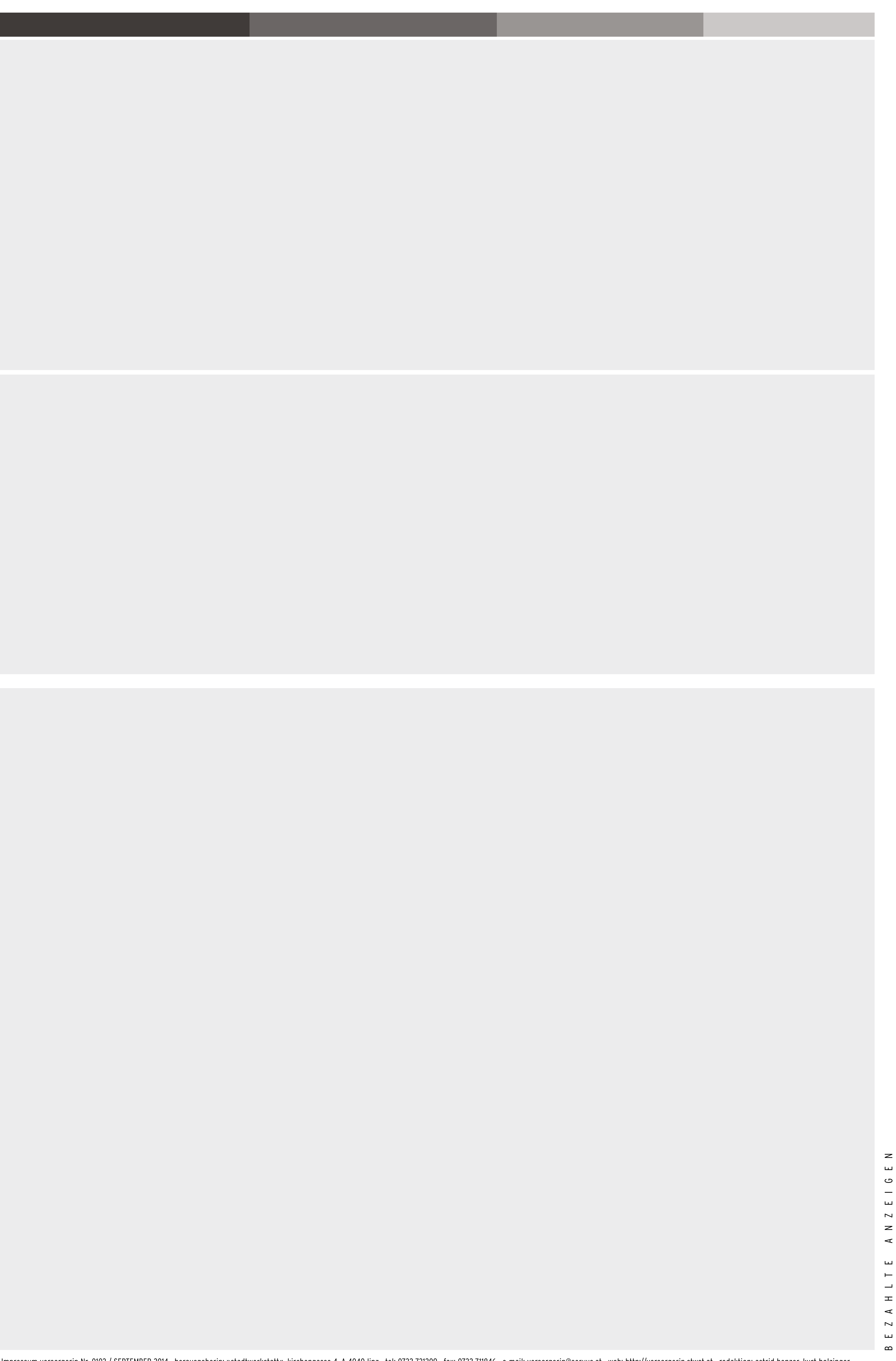
Fr. 24.10.14 :: 22:00 :: hardcore/punk
Union 13 // Cardiac Arrest

Sa. 25.10.14 :: 22:00 :: reggae/dancehall
UFO Charity

Mi. 29.10.14 :: 21:30 :: noiserock
Luz

Do. 30.10.14 :: 21:30
König Leopold

Fr. 31.10.14 :: 21:30
Radio FRO Fest



Impressum versorgerin Nr. 0103 / SEPTEMBER 2014 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, franz xaver . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 9.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**